Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .
Das PDF wurde erstellt am: 08.07.2025, 19:22 Uhr.

Siegfried Neumann

Die schönsten Kindermärchen : Buch- und Volksmärchen im mündlichen Erzählen

Rostock: Wossidlo-Archiv, 2018

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1891284312

Druck Freier Zugang All Rights Reserved OCR-Volltext

Die schönsten Kindermärchen

Buch- und Volksmärchen im mündlichen Erzählen

Rostock, Wossidlo-Archiv 2018

Die schönsten Kindermärchen

Umschlag-Bild: Der gestiefelte Kater und zwei Gestalten seines Märchen-Umfelds. Kolorierter Siebdruck der Wariner Kunsterzieherin und Märchen-Illustratorin Elisabeth Hohensee

Die schönsten Kindermärchen

Buch- und Volksmärchen im mündlichen Erzählen

Kindern erzählt von Berta Freiwald,
mit dem Tonbandgerät aufgezeichnet und
mit farbigen Illustrationen von Elisabeth Hohensee
herausgegeben von Siegfried Neumann

Rostock, Wossidlo-Archiv 2018

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie

Kleine Schriften des Wossidlo-Archivs, Bd. 27/28
ISBN 978-3-00-061589-4

© Wossidlo-Archiv / Neumann, 2018

Transkription der Märchentexte von den Tonbändern: Thea Luth
und Siegfried Neumann, Rostock
Textkorpus, Redaktion und Layout: Siegfried Neumann
Fotos der Illustrationen von Elisabeth Hohensee: Helga Otto, Warin
Druck: Altstadt Druck GmbH, Rostock

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugweise, verboten.
Die Rechte an den Illustrationen liegen weiterhin bei Frau Hohensee.

Inhalt

Tiermärchen

1. Die Bremer Stadtmusikanten ..... S. 7
2. Der Wettlauf zwischen Hase und Igel ..... S. 11
3. Die Mickymaus und der Elefant ..... S. 13
4. Der Wolf und die sieben Geißlein ..... S. 15

Zauber- und Wundermärchen

5. Rotkäppchen ..... S. 19
6. Hänsel und Gretel ..... S. 22
7. Frau Holle ..... S. 28
8. Aschenputtel ..... S. 31
9. Dornröschen ..... S. 41
10. Schneewittchen ..... S. 45
11. Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack ..... S. 49
12. Der dicke Brei ..... S. 55
13. Der Däumling ..... S. 57

Novellen- und Schwankmärchen

14. Der Alte Fritz und die große Rübe ..... S. 60
15. Doktor Allwissend ..... S. 62
16. Hans im Glück ..... S. 65
17. Hans und Franz ..... S. 70

Legenden

18. Die drei Wünsche des Armen und des Reichen ..... S. 76
19. Das Mädchen und die Sterntaler ..... S. 82

Märchen im „Volksmund" des späten 20. Jahrhunderts

Begegnungen mit einigen Märchenerzähler/innen im Raum Mecklenburg ..... S. 87

„Märchenfrauen" in dem Städtchen Warin ..... S. 92

Die Märchenerzählerin Berta Freiwald

Persönlichkeit und Lebensweg ..... S. 100

Erzählrepertoire und Erzählweise ..... S. 108

Die Märchen-Illustratorin Elisabeth Hohensee

Märchen als Kindheitserlebnis und Lebenshilfe ..... S. 117

Auf dem Weg zur Kunsterzieherin und Märchen-Illustratorin ..... S. 120

Batiken und Siebdrucke von märchenhaften Gestalten ..... S. 132

Anmerkungen zu den Texten und Abbildungen ..... S. 145

„Kleine Schriften" des Wossidlo-Archivs ..... S. 151

Abb. 1: Liebliche Märchenkinder: Ein Paar unterm Erntekranz

Tiermärchen

Die Bremer Stadtmusikanten

Ein alter Bauer und seine Frau, die saßen abends am Ofen, und da sagte der Bauer: „Henriette, unseren Esel, den muss ich totschießen. Der ist alt, der hat keinen Zahn mehr im Maul, und er kann fast den Hafer nicht mehr zerkauen und wird alt und schwach. Den können wir nicht mehr behalten, den muss ich totschießen."

„Ach", sagt die Frau, „er hat uns aber doch so treu gedient. Vater, gib ihm doch noch das Gnadenbrot."

„Nein", sagt der Bauer, „das kann ich nicht. Ich kann doch nicht noch einen Esel anschaffen und diesen auch noch dazu halten. Das kostet zu viel Futter, das kann ich nicht. Das können wir uns nicht leisten, liebe Frau."

„Ja", sagt die Frau, „du bereitest mir eine schlaflose Nacht. Es tut mir so leid um den armen Esel, um unseren Jekki. Den haben wir doch so gern gehabt, der hat uns doch auch so viel Gutes getan. – Aber mach, was du willst!"

Aber der Jekki, der Esel, der hatte das gehört. Die beiden alten Leute, die waren beide schon schwerhörig, die mussten schon laut sprechen. Und Tiere, die hören bekanntlich lange im Alter, die hören gut. Und so hatte der Jekki das gehört. Zuerst weinte er auch. Er dachte: „Ach, eine Kugel durch den Kopf, nein, du wirst sehen, dass du loskommst, und wirst sehen, dass du die Stalltür aufkriegst, und dann siehst du zu, dass du Reißaus machst."

Gesagt, getan. Er raschelte so lange an der Kette, bis die Kette zersprang und er los wurde. Dann kam die Stalltür. Die Stalltür war zu seinem Glück diesmal nicht verschlossen. Die war nur zugekrampt, und die Krampe bekam er gut auf. Ja, nun war er auf dem Hof. Er sieht, auch das Tor ist auf. Das sollte wohl alles so sein, auf dass er sich retten konnte. Nun ging er langsam vom Hof. Er schaute sich noch um: Wieviel Jahre war er da gewesen! Wie schön war es da gewesen!

Wie er dann ein ganzes Stück gegangen war, da bellt da ein Hund. Er denkt: „Wo will der hier in der Nacht noch hin?" Er

kommt hin und sagt: „Sag' mal, alter Gesell, wo willst du noch hin?"

„Ach", sagt der Hund; „ich bin zu Tode betrübt. Mein Herr wollte mir morgen früh eine Kugel durch den Kopf jagen, und das wollte ich mir nicht gefallen lassen. Ich habe zugesehen, dass ich von der Kette loskam."

„Tja, dann sind wir Leidensgenossen", sagt der Esel, „mir geht's genauso."

„Ja", sagt der Hund, „willst du etwas unternehmen?"

„Na, erst mal weiß ich nicht, was ich machen soll. Aber ich bin froh, dass du auch da bist. Wir gehen jetzt beide miteinander den Weg."

Da gingen sie beide. Zuerst waren sie ganz schweigsam. Mit einmal hörten sie eine Katze jaulen. Die miaut in einem fort. Plötzlich schoss es dem Hund durch den Kopf: „Vielleicht hat die Katze das gleiche Los."

Und der Hund sagte: „Wo willst du hin? Du jaulst ja und schreist ja wie drei Tage Regenwetter. Was ist dir denn passiert?"

„Ach", sagt die Katze, „passiert ist mir gar nichts. Aber denkt mal: Ich kann keine Mäuse mehr beißen, da darf ich ja auch keine Mäuse fangen. Und nun sagte meine Frau, dass ich erhängt werden soll. Das kann ich mir nicht gefallen lassen. Ich bin schon neun Jahre auf dem Hof und hab' alle Mäuse weggefangen. Ja, dass ich nun gar keine Zähne mehr hab', dafür kann ich doch nichts."

Der Esel und der Hund schauten sich an und sagten: „Wieder ein Leidensgenosse. Wir werden unser Glück noch versuchen, wenn wir auch alt und schwach sind."

Sie gehen wieder ein Stück Wegs. Da kommt ein Hahn angegackert. Er gackerte diesmal wie eine Henne, weil er so in Ängsten war.

Da sagte die Katze: „Was ist dir denn? Wo willlst du hin?"

„Ach", sagt der Hahn, „ich will zusehen, dass ich auf irgendeinen Baum komm. Hoch komm ich ja sowieso nicht wie andere Vögel. Aber ich will sehen, dass ich verschwinden kann: Denn ich soll morgen früh ein rotes Bändchen um den Hals bekommen. Das heißt soviel: ich soll geschlachtet werden."

„Ach", sagt der Esel, „nun sind wir zu vieren. Ich weiß was, mir fällt plötzlich was ein: Wir gehen nach Bremen und werden Stadtmusikanten. Ich schlage den Bass, die Katze den Tenor, der Hund die zweite Stimme und der Hahn die erste Stimme."

Da machten sie sich auf den Weg. Aber Bremen ist ja eine große Stadt und liegt ja auch weit entfernt von den Ländereien, wo die Bauern wohnen. Und so wollten sie erst mal in einem Wald übernachten.

Der Hund schlug vor: „Es wäre besser, wenn wir an einem Bauernhof übernachten könnten. Vielleicht finden wir dann irgend 'n bisschen 'ne warme Ecke."

Es war im Winter.

„Ach", sagt der Esel, „wir werden im Wald übernachten."

Nein, das gefiel ihnen doch nicht im Wald. Sie gingen doch weiter. Richtig, da sahen sie ein kleines Lichtlein. Da muss doch ein Haus sein. Sie kamen näher. O ja, da war ein kleines Häuschen.

Sie schauten und schauten. Die Fenster hatten keine Vorhänge. Sie schauten: Da waren drei Männer drinnen, die zählten ihr Geld auf 'n Tisch.

Der Hund sagt: „Das wird eine Räuberhöhle sein. Ich hab' schon mal so was erzählen gehört."

„Ja", sagt der Esel, „aber wir wollen mal Musik machen."

Der Esel stellt sich auf die Vorderbeine, der Hund ihm auf den Rücken. Der Hund stand auch auf den Vorderbeinen auf dem Rücken des Esels. Die Katze machte es genauso; und der Hahn, der sprang auf den Kopf von der Katze. Und so fingen sie an, ihre Musik zu machen: Der Esel, der trampelte, tram-daram, tram-daram. Der Hund, der machte „Wau wau rawau", die Katze sagte „Au-au-au", und der Hahn, der krähte „Hie hie hie, kiriki, kikeriki."

Die Räuber, die wussten gar nicht, was los war. Die bekamen Angst. Die kuckten sich um, wo sie ein Fenster sahen. Die wollten gar nicht zur Tür hinaus. Die sagten: „Das sind überirdische Gestalten, so etwas Großes gibt es von Menschen nicht. Das ist keine Polizei, das ist überirdisch." – Sie sahen zu, dass sie durchs Fenster kamen, liefen durchs Fenster und ließen ihre

Beutel, alles liegen. Sie hatten auch noch gut zu essen da: Da war Kuchen und Wurst, und ich weiß nicht, was noch alles.

Na, wie die weg waren, da gingen die andern ja rein, der Esel und der Hund und die Katze. Die Katze und der Hund, die machten sich an die Wurst. Der Esel und der Hahn, die gingen an's Brot und an den Kuchen. Da haben sie sich ganz schön sattgegessen.

„So", sagt der Esel, „jetzt verteilen wir uns das Geld. Sind gerade vier Beutel. Ich nehm einen Beutel Geld, du nimmst einen, du auch und du auch."

Hund, Katze und Hahn, alle hatten einen Beutel Geld. Der Hahn konnte ja schlecht tragen. Aber der Esel, der war so gut und half ihm; und so machten sie sich wieder auf den Heimweg. Sie gingen und gingen; und in der Morgenfrühe kamen sie wieder an zu Hause.

Der Esel hatte unterwegs schon dem Hahn das Geld abgegeben, und der krähte und krähte und krähte an seinem Beutel Geld, bis die Bäuerin ankam.

Die Bäuerin dachte: „Was ist mit dem Hahn? Der war doch eingesperrt, und nun steht er da und kräht?"

Sonst, wenn die Bäuerin kam, denn lief der Hahn ja weg. Hühner und Hähne laufen ja, das Federvieh läuft ja sonst weg. Aber er blieb prompt stehen mit seinem Beutel.

Sie, die Bäuerin: „Was hat er da für einen Beutel?" Sie kuckt: „Ach, das ist ja ein Beutel Gold!" Sie konnt ihn ja nicht fragen und nicht verstehen, aber sie nahm den Beutel. Sie dachte: „Ach, das soll wohl so sein; ich soll ihn wohl nicht schlachten. – Komm mit, mein gutes Tier!"

Und er ging hinterher, glückstrahlend, und dachte: „Nun werde ich sicher nicht geschlachtet werden."

Da sagte die Bäuerin auch schon: „Nein, dich können wir jetzt nicht schlachten. Du sollst so lange leben, wie du willst und wie du magst."

Ähnlich so ging es der Katze und genauso dem Hund.

Und der Esel, der hatte ja vielleicht noch das meiste, weil er ja am besten tragen konnte und selbst auch am teuersten war, der kam denn auch auf den Hof.

Die waren schon längst aufgestanden, der Bauer und die Bäuerin. Die hatten sich gewundert, dass der Esel rausgekommen war aus dem Stall. Die dachten: „Ob da wohl ein Fremder gekommen ist und ihn rausgeholt hat? Aber nein, das kann doch nicht sein!"

Da stand der Esel mit dem Säckchen Geld da. Der Bauer betrachtete ihn, sah erst noch gar nicht das Geld. Aber dann, als der Esel das fallen ließ, da kamen sie beide an und sagten: „Ach, der hat uns ja sogar was mitgebracht. Was wird da wohl drin sein in dem Sack?" Sie machten auf: lauter Goldstücke.

Da sagte die Frau: „Das geht nicht mit guten Dingen zu. Hier muss eine andere Hand im Spiele sein: Wir sollen den Esel nicht erschießen."

„Auf keinen Fall", sagt der Mann, „wird der Esel erschossen! Nein, den behalten wir bis an sein Lebensende! Wir kaufen uns noch einen dazu, und der hier bekommt das beste Futter, solange wie er lebt." – Und so lebten sie denn glücklich bis an ihr Ende.

Die Räuber aber, als die wiederkamen, da sahen sie, dass das Geld weg war, und das bedauerten sie sehr. Und dann sagten sie: „Jetzt müssen wir arbeiten gehen. Jetzt haben wir kein Geld mehr."

Und dann haben sie es auch gemacht. Dann sind sie mit Hacke und Pickel arbeiten gegangen. Und das war auch viel besser. (1)

Der Wettlauf zwischen Hase und Igel

Zuerst mal eine Frage: Wer kann am schnellsten laufen, Hase oder Igel? – Der Hase! – Nein, der Igel! – Ach, der Hase kann doch viel schneller laufen als der Igel. – Na, dann wollen wir mal sehen.

Einmal hatte sich der Hase die Felder mit Kohl und Rüben angesehen. Er war viel umhergehüpft und -gelaufen. Müde setzte er sich unter einen Strauch und schlief vor Müdigkeit ein.

Es wird erzählt, der Hase schläft nur mit einem geschlossenen Auge, das andere Auge hält er auf, um halb wach zu bleiben und sich so vor dem Feind Fuchs zu schützen. Ich selbst habe aber den Hasen noch nie so schlafen gesehen.

Als der Hase nun eingeschlafen war, kam der Igel in der Furche am Strauch vorbei. Er sah den Hasen dort schlafen und summte vor sich hin:

„Häschen in der Grube saß und schlief ..."

Der Hase wurde ärgerlich und sagte: „Mach dich davon! Ich bin schon viel herumgelaufen. Ich bin müde und möchte mich ausruhen."

Der Igel sagte: „Ich bin noch gar nicht müde und habe mir auch schon alle Felder angesehen. Vielleicht bin ich mehr gelaufen wie du. Es ist doch zu schön, am frühen Morgen durch die Felder zu gehen, die Vögelein singen und zwitschern, und die hübschen Blümelein duften. Und wenn es ums Laufen geht, ich glaube, ich kann ebenso schnell laufen wie du, Freund Hase.".

Da sagte der Hase: „Wollen wir denn einen Wettlauf machen? Sieh hier, das lange Rübenfeld, zehnmal hin und zehnmal her."

„Ja", meinte der Igel, „ich wette. Was gibst du aus?"

Der Hase wollte eine Flasche Wein und einen Kohlkopf bieten. „Bist du einverstanden, Freund Igel?"

„Jawohl, morgen früh um fünf Uhr kann der Wettlauf beginnen."

Dem Hasen war alle Müdigkeit vergangen. Er lief nach Hause zu seiner Frau und den Kindern und erzählte, dass er morgen einen Wettlauf mit dem Igel machen wolle, aber er werde ganz sicher die Wette gewinnen.

Auch der Igel ging nach Hause zu seiner Familie und erzählte, was er am andern Tag früh vorhatte. Aber nun musste er sich eingestehen, dass er die Wette verlieren müsste, und wurde traurig.

Er hatte aber eine kluge Frau, die meinte: „Vielleicht kann ich aushelfen. Ich kenne das lange Rübenfeld. Wir beide sind uns doch sehr ähnlich. Ich bleibe immer an einem Ende und du am andern Ende. Wenn der Hase angejagt kommt, dann rufe ich ‚I i i, ich bin schon hier!' Und du machst es am andern Ende auch so."

„Ja", sagte der Igel zu seiner Frau, „du hast einen klugen Einfall. Wenn wir es so machen, dann können wir Glück haben. Du musst aber immer in der Furche bleiben. Der Hase läuft immer auf dem schmalen Fußsteig."

„Es wird schon klappen", meinte die Frau Igel.

Nun ging die Igel-Familie früh schlafen, um am Morgen wieder früh aufzustehen.

Des Morgens in aller Frühe machte sich der Igel mit seiner Frau auf zum Laufen. Die Frau versteckte sich hinter einer Rübe. Der Igel ging an's andere Ende, wo er sich mit dem Hasen verabredet hatte.

Pünktlich um fünf Uhr stellte sich der Hase ein. Igel und Hase begrüßten sich mit einem "Schönen guten Morgen". Der Igel quiekte „i i i", dann ging es los.

Als der Igel ein kleines Stückchen mitgelaufen war, machte er kehrt zurück, denn am andern Ende war ja seine Frau, die quiekte: „I i i, ich bin schon hier."

Der Hase staunte. Das hätte er nicht gedacht, dass der Igel wirklich schneller laufen kann, und verdoppelte seinen Lauf. Aber an dem andern Ende war wieder der Igel und rief: „I i i, ich bin schon hier."

So ging es zehnmal hin und her. Immer war der Igel Sieger. Der Hase hatte seine Wette verloren und war so erschöpft, dass er liegen blieb. Der Igel aber nahm seinen Gewinn und ging heim. Seine Frau schlich einen andern Weg, um nicht gesehen zu werden. Aber die beiden freuten sich sehr, dass sie Sieger waren, und schmausten an ihren guten Sachen, die sie gewonnen hatten.

Der Hase hatte sich so sehr überstürzt, dass er einige Tage gar nicht hoch kam. Aber er wurde von seiner Frau gesucht, die ihn mit guten Sachen vom Felde pflegte, so dass sie dann beide zu Hause glücklich ankamen. Die Hasenkinder freuten sich, dass sie alle wieder beisammmen waren.

Zwei Igel können schneller laufen wie ein Hase. (2)

Die Mickymaus und der Elefant

Wir kennen ja die kleine Mickymaus und den großen Elefanten. Wir wollen mal hören, wie der Elefant und die Mickymaus sich mal gegenseitig geholfen haben.

Irgendwo am Walde war ein Bauernhof mit einem Bauernhaus und Stallungen. Im Stall war in einer Ecke ein Mauseloch, der

Eingang zum Mausenest. Und in dem Mausenest lebte eine Mickymaus-Familie. Die Mickymaus-Kinder waren noch klein und mussten aufgepasst werden, aber sie mussten auch versorgt werden.

Die Mickymaus-Mutter lief an einem Abend fort, um Futter zu besorgen. Sie konnte erst gar nichts Rechtes finden. Am Ende des Hauses, wo die Dachrinne aufhörte, stand eine Regentonne. Da es lange nicht mehr geregnet hatte, war die Tonne nur halb voll Wasser. Auf dem Wasser schwamm ein Stück Butterbrot, welches ein Kind hineingeworfen hatte.

Die Mickymaus hatte gesehen, dass Brot in der Tonne war. So krabbelte sie an der Tonne hoch bis auf den Rand, sprang in die Tonne hinein, setzte sich aufs Butterbrot und nahm einen großen Bissen und wollte dann wieder hoch. Aber leider – so schnell wie die Mickymaus in die Tonne gekommen war, so schnell kam sie nicht wieder hoch. Die Tonne war innen so glitschig. Immer wieder fiel die Mickymaus zurück ins Wasser und rettete sich nur noch auf die Scheibe Brot.

Was sollte die arme Mickymaus nun bloß machen. Sie dachte immer an ihre kleinen Kinder und fing jämmerlich an zu wimmern und ganz laut zu piepsen: „Hilfe! Hilfe!"

Da kam grad' ein Elefant die Straße hoch und hörte die Hilferufe. Der Elefant blieb stehen und sagte: „Was ist dir denn, kleine Piepmaus?"

Da erzählte die Mickymaus, wie sie in die Tonne gesprungen war, um etwas Futter für ihre Kinder zu holen.

„Ruhig", sagte der Elefant, steckte seinen Rüssel in die Tonne: „Komm, Mickymaus, setzt dich auf meinen Rüssel!" – Und im Schwung war die Mickymaus glücklich aus der Tonne heraus.

Die Mickymaus sagte: „Danke schön, Elefant! Wenn du mal in Not bist, will ich dir auch helfen."

Das wollte der Elefant nicht glauben, dass ihm eine so kleine Mickymaus helfen könnte.

Aber es ist wahr: Die Mickymaus hat demselben Elefanten in großer Not geholfen.

Als die Mickymaus-Kinder erwachsen und längst aus dem Nest fort waren, gingen Mickymaus-Mutter und Mickymaus-Vater an

einem schönen Sommerabend spät noch ein wenig in den nahen Wald. Da hörten sie plötzlich ein Stöhnen und Jammern. Sie gingen immer näher heran, da erkannte die Mickymaus den Elefanten, ihren einstigen Retter, der sie aus der Regentonne gezogen hatte.

In dieser Gegend konnten die Elefanten frei herumlaufen. Ich weiß aber nicht, wo es war. – Na, diesen Elefanten hatten böse Buben gefesselt, die Vorderbeine fest zusammen mit Stricken gebunden und auch die Hinterbeine. So lag er nun da und konnte nicht los.

Aber die Mäuse haben scharfe Zähne. Die beiden Mäuse setzten sich auf die gefesselten Beine des Elefanten und nagten so lange am Strick, bis alles durchgebissen war. Es dauerte ziemlich lange, bis der Elefant von seinen Fesseln frei war.

Da sagte der Elefant: „Ja, kleine Mickymaus, du hast recht, du konntest einem großen Elefanten helfen. Habt beide Dank!" (3)

Der Wolf und die sieben Geißlein

Es war einmal eine alte Meckerziege, die hatte sieben kleine Geißlein (man müsste ja auch Meckerzieglein sagen), und die liebte sie so. Aber einmal war das Futter ausgegangen.

Sie holte ja täglich was für die Kleinen, und da sagte sie zu ihnen: „Heute muss ich wieder in den Wald gehen, muss meine Kiepe nehmen und muss euch ganz frisches Grün holen. Ihr sollt euch heute mal orndlich satt essen. Es hat so schön geregnet, es wächst alles so schön."

Und die Kleinen sagten: „Ja, liebe Mutti, ja, liebe Mutti, geh in den Wald und hol uns was Schönes."

Und die Mutter holte ihre Kiepe und sagte: „Ihr müsst aber auch auf der Hut sein! Ihr wisst ja, der böse Wolf, der schleicht wieder umher. Und wenn der kommt, der kann seine Stimme so verstellen, dann denkt ihr, das bin ich. Dann müsst ihr nicht gleich aufmachen! Ihr müsst dann sagen: ‚Zeig' uns mal deine Pfote, leg' mal deine Pfote in's Fenster!' Soweit könnt ihr ja nicht sehen, dass ihr ganz den Wolf sehen könnt, dazu seid ihr ja noch zu klein. ‚Aber leg' mal deine Pfote auf die Fensterbank, auf das

Fenstergesims, dann sehen wir...' Denn meine Pfote ist ja weiß, das seht ihr ja. Aber die Pfote vom Wolf, die ist schwarz."

„Ja, liebe Mutti, wir wollen gut aufpassen. Wir wollen alles tun, was du sagst. Komm auch bald wieder!"

„Ja", sagt die Mutti, „sobald ich kann, bin ich wieder bei euch."

Ach, der böse Wolf, der hatte schon achtgegeben. Wie er die Meckerziege mit ihrer Kiepe gehen sah, da dachte er so: „Da warten einige Braten auf dich, da geh man hin."

Da klopft er an der Tür und sagt: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutti ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht."

„Nein, nein", sagt das eine Geißlein, es war wohl das größte, „du bist unsere liebe Mutti nicht. Deine Stimme ist rau; unsere Mutti hat eine feine Stimme."

Ärgerlich tapste der Wolf davon, ging in einen Krämerladen und kaufte sich Kreide zum Schreiben. Die Kreide soll bekanntlich die Stimme fein machen. Da aß er ein Stück Kreide, obwohl sie gar nicht schmeckte. Aber er schluckte dran, und er dachte an die schönen Braten, die er da noch zu bekommen hoffte.

Er klopfte an die Tür und sagte: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutti ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht."

Da dachten sie: „Das wird die Mutti sein, wir machen auf."

„Nein", sagt ein Geißlein, „wir sollen ja noch auf die Pfote achten."

Da sagte das eine Geißlein: „Leg' mal deine Pfote auf die Fensterbank! Dann werden wir sehen, ob es die Mutti ist."

Der Wolf legte die Pfote rauf.

„Ach, deine Pfote ist schwarz. Nein, nein, du bist die Mutti nicht, Mutti hat eine weiße Pfote."

Da tapste der Wolf wieder ab und ging zum Müller: „Gib mir etwas Mehl!"

„Hast du was Böses im Sinn?" fragt der Müller.

„Nein", sagt er, „ich habe nichts Böses vor. Aber wenn du mir kein Mehl gibst, verschlinge ich dich mit Haut und Haar."

Vor lauter Angst nahm der Müller einen Pinsel und streicht ihm ein bisschen Mehl rauf auf beiden Pfoten.

Dann macht er sich noch zum Bäcker auf, der olle Wolf. Er kam zum Bäcker und sagte: „Hier streich mir ein bisschen Teig

über meine Hände, über meine Pfoten!" Der wollte nicht so recht. Da sagte der Wolf dasselbe wie zum Müller: „Wenn du das nicht tust, dann verschlinge ich dich."

Der Bäcker nahm schnell einen Pinsel und strich ihm ein bisschen Teig rüber, und der Wolf ließ es noch trocknen an der Sonne. Und dann machte er sich aber auf.

Damit nicht die Zeit verstrich, eilte er sehr und kam an und sagte wieder: „Macht auf ihr lieben Kinder, eure Mutti ist da. Hier seht ihr, ich habe weiße Pfoten."

„Ja ja", riefen sie alle, „das ist die Mutti, das ist die Mutti", und machten die Tür auf. Aber welch ein Schreck, welch ein Entsetzen, als doch der böse, listige Wolf hereinkam. Oh, sie versteckten sich noch, aber er fand sie alle. Eins fand er aber nicht. Das war im Uhrkasten. Die andern fand er alle, unter der Couch, unterm Tisch, im Schrank, unterm Stuhl, hinterm Ofen, überall.

Alle sechs fand er. Nur das kleine niedliche fand er nicht. Das war im Uhrkasten, und das war mäuschenstill.

Der Wolf, der machte sich jetzt aber auf und davon. Aber er kam nicht weit. Sein Bauch war so voll, ihm war ganz schlecht davon, und er musste sich irgendwo hinlegen. Und da legte er sich in der nächsten Ecke hin und schlief ein.

Es dauerte gar nicht lange, da kam die Mutter angewandert mit ihrer Kiepe voll schönem grünen Gras. Sie sah schon, dass die Tür so weit auf war. Da sagte sie: „Ach meine armen Kinder! Die wird der Wolf, der da liegt, alle verschlungen haben. Was soll ich nun bloß machen?"

Und dann rief ein Kindchen, ihr Kindchen, das kleine Zicklein aus dem Uhrkasten: „Liebe Mutti, ich bin noch hier. Aber denk nur" – und da fing es auch schon an zu weinen – „denk mal, der böse Wolf hat alle verschlungen, alle, alle Brüderchen, und ich bin ganz allein geblieben."

Da fiel der Mutti ein: „Manche öffnen ja den Bauch vom Wolf. Vielleicht kann ich das auch machen. Komm, Kind, wir werden schnell eine Schere nehmen und ihn aufschneiden; und ich nehme auch gleich Zwirnsfaden und anderes mit. Und du hilfst mir schnell, so schnell wie möglich. Vielleicht retten wir unsere Kinderchen noch."

Da liefen sie, so schnell sie konnten. Die Mutti nahm ihre Brille mit. Dann schnitt sie ganz behutsam zu. Und der Wolf, der schnarchte, der merkte gar nichts. Und da sprangen sie alle sechs nacheinander heraus.

Da sagte die Mutti: „Lauft mal schnell und holt Steine! Wir werden noch schnell ein paar Steine reintun."

Nun holten sie ja jeder einen Stein. Das waren nun sechs Steine. Das Kleinchen, das schaffte keinen Stein, aber die größeren, die schafften alle einen großen Stein, und dann packten sie die alle nacheinander in den Bauch, aber leise. Dann hat die Mutti ganz schnell übergenäht. Das ging so schnell.

Dann liefen sie schnell nach Hause und machten ihre Tür zu, verriegelten alles schön und machten sogar die Fenstervorhänge zu, dass der Wolf nicht mehr hereinkucken konnte. Und dann kuckten sie immer ein bisschen durch die Luken, durch die Gardinen, was der Wolf nun wohl machen wird.

Richtig, da sprang er auf. Aber er konnte fast nicht gehen. Das kloppte immer hin und her. Sie hörten das sogar bis in ihre Stube kloppen. Da war der Wolf ganz missgestimmt und sagte: „Was rumpelt und pumpelt in meinem Bauche rum? Ich dachte, es wären sechs Geißlein, und dabei sind's lauter Steine." Er konnte sich kaum weiterbewegen, und dazu bekam er noch so einen großen Durst.

„Ja", sagte die alte Meckerziege, wie sie ihn so traurig da schleppen sah, „das hat man davon, wenn man so etwas Schlechtes tut. Wir dürfen niemals etwas Schlechtes tun."

„Nein", sagten die Geißlein, „wir tun auch niemals etwas Schlechtes." (4)

******

Zauber- und Wundermärchen

Rotkäppchen

Es war einmal ein ganz liebes kleines Mädchen, das hatten alle Leute gern. Am liebsten hatte es seine Oma.

Als die Oma einmal Geburtstag hatte, da sagte die Mutter: „Komm, du wirst heute zu Oma gehen. Die Oma hat dir doch ein hübsches Mützchen von rotem Samt geschenkt. Du weißt doch: Alle Leute sagen jetzt Rotkäppchen zu dir. Nun wirst du der Oma auch was Schönes hinbringen."

„Ja", sagte sie, „zur Oma gehe ich zu gerne. Ich liebe meine Oma so sehr. Es ist so traurig, dass die Oma krank ist. Aber sie wird sich freuen, wenn ich komm. Mutti, was hast du denn im Körbchen?"

„Ja, ich habe eine Flasche Wein gekauft, recht schönen Wein. Die Oma soll sich stärken daran. Und einen schönen Kuchen habe ich auch gebacken."

Als Rotkäppchen sich ganz fein gemacht hatte, 'n hübsches Dirndelchen und 'n Schürzchen und das rote Käppchen von Samt, da machte sie sich auf den Weg. Die Mutti schaute noch nach und sagte: „Aber Rotkäppchen, hör mal, geh auch nicht vom Wege ab! Bleibe immer schön auf dem Bürgersteig, geh nicht in den Wald!"

„Ja, ich will gehorsam sein."

Wie sie ein Stück gegangen war und in den Wald kam auf dem Wege, da kam der Wolf angewandert. Der war so freundlich und sagte: „Guten Tag, Rotkäppchen." Er kannte sie ja auch schon. „Guten Tag, Rotkäppchen, wo willst du hin?"

„Ach, ich will zu meiner Oma, die ist alt und krank. Ich habe Wein und Kuchen, sie soll sich daran laben. Sie hat heute Geburtstag."

„Ja", sagte der Wolf, „und dann hast du gar keine Blumen?"

„Nein, ich hab' ja den Wein, das reicht doch, und Kuchen."

„Weißt du was, Rotkäppchen, sieh mal, im Wald stehen doch so viele Blumen. Geh doch hin und pflück welche! Die Oma freut sich noch viel mehr, wenn du Blumen bringst."

„Ja", sagt sie, „das kann ich auch machen. Aber meine Mutti hat gesagt, ich soll nicht vom Weg abgehen."

„Na, die stehen doch hier schon dicht am Wege. Du kannst sie dir doch pflücken."

„Na ja, dann geh ich nicht weit vom Wege ab, dann werd' ich hier welche pflücken."

„Sag doch, Rotkäppchen, wo wohnt denn deine Oma?"

„Da oben" sagt sie, „wo die Tannen stehen, die drei Tannen. Kannst du sie sehen? Ja, da wohnt meine Oma."

„Ja ja, ich seh, ist gut."

Rotkäppchen pflückte nun. Die Blumen waren so schön. Sie pflückte und pflückte und pflückte, und es dauerte eine ganze Weile.

Der Wolf, der nutzte die Gelegenheit aus. Der tapste so schnell wie möglich zur Oma hin. Und weil die Tür verschlossen war, da klopfte er, und dann rief er: „Großmutter, mach auf! Ich hab' dir Kuchen und Wein gebracht."

„Wer bist du denn?"

„Rotkäppchen", sagte er.

Ach, die Oma freut sich und denkt: „Das ist Rotkäppchen."

Und da kam der Wolf reingetapst. Dieser Schreck! Der Wolf, der verschlang die Oma. Sie war plötzlich verschwunden im Bauch des Wolfes. Der Wolf, der legte sich ins Bett und setzte sich Omas Brille auf. Die Nachtmütze hat er auch nicht mit reingekriegt in den Rachen, die setzte er sich auch auf. Dann legte er sich ins Bett.

Es dauerte noch ein kleines Weilchen, da kam Rotkäppchen an. Sie wunderte sich, dass die Türen alle sperrweit auf waren. Da sah sie die Oma da liegen. Sie sah gar nicht aus wie die Oma. Ein ganz anderes Gesicht!

Und da sagt sie: „Aber liebe Oma, wie siehst du heute aus? Was hast du für große Augen!"

„Dass ich dich besser sehen kann."

„Was hast du für große Ohren!"

„Dass ich dich besser hören kann."

„Aber Oma, was hast du für ein langes, entsetzlich großes Maul! Nein, du siehst gar nicht aus wie meine Oma."

Da sprang der Wolf aus dem Bett und schluckte auch noch das Rotkäppchen auf.

Aber da machte er sich aus dem Staub. Da blieb er nicht mehr länger im Haus. Er legte sich in einen Straßengraben und schlief ein.

Wie er eingeschlafen war, da kam ein Jägersmann des Wegs, der sah den Wolf liegen. Der dachte: „Was ist das bloß für ein Tier? So dick ist er heute. Der hat sicher schon seinen Braten weg. Den will ich mal operieren." Er zog sein Messer aus der Tasche und schnitt ihm den Bauch auf.

Zuerst sprang Rotkäppchen raus. Sie sagte: „Ach, wie dunkel war es in dem Bauch des Wolfes."

Dann kam die Oma auch an und sagte: „Sei bloß still, meine Diern! Sei bloß still! Wir wollen nach Hause. Ach dass wir noch am Leben sind! Ich kann gar nicht mehr japsen. Nein, das war da so eng! Ich wusste nicht, wo ich meine Füße lassen sollte. Wie traurig war das doch noch, nein!"

Aber Rotkäppchen war munter. Die nahm ihre Oma am Arm, und dann gingen sie zu Omas Häuschen, verschlossen alles dicht und ließen den Jäger mit dem Wolf allein.

Der Jäger, der besorgte sich ein paar Steine, so schnell wie möglich.

Aber die Oma, die kam auch noch wieder angewandert und hat dem Wolf noch den Bauch zugenäht mit Garn. Sie dachte. „So kann er da doch nicht liegen bleiben. Jede Operation muss doch wieder zugemacht werden." Und da hat sie ihm noch den Bauch zugenäht.

Aber der Jäger, der war schlau. Der dachte: „Der muss für seine List und für seine Frechheit, dass er so etwas gemacht hat, dafür muss er leiden." Da hat er ihm vorher Steine in den Bauch gelegt.

Wie der Wolf aufwachte, da war er gar nicht mehr so froh wie vorher. Die Steine drückten ihn. Er dachte doch, er hätte die Großmutter und Rotkäppchen in seinem Bauch. Aber nein, die Steine, die klappten hin und her. Und da wusste er schon, was passiert war. Da lief er in den Wald, so weit er laufen konnte, immer wieder und immer wieder. Aber es ging zu Ende mit ihm, er konnte nicht mehr weiterleben.

Aber die Großmutter und Rotkäppchen, die haben noch einen schönen Geburtstag gefeiert. Die haben Wein getrunken. Natürlich haben sie sich erst gut waschen müssen und baden. Doch ins Bett hat sich die Oma nicht mehr reingelegt, wo der alte Wolf geschlafen hat. Sie hat sich dann angezogen und wurde plötzlich recht stark, dass sie gar nicht ins Bett brauchte. Und dann haben sie beide fein gefeiert. Auch den Blumenstrauß haben sie sich auf den Tisch gelegt. Aber vom Wolf haben sie niemals mehr was gesehen. Und da freuten sie sich sehr darüber.

Dann kam aber Rotkäppchen nach Hause und sagte: „Ich soll auch viele Grüße von der Oma bestellen. Aber liebe Mutti, ich war heute unartig."

„Warum denn."

„Ach, mir ist heute schon so viel passiert." Und sie erzählt alles ganz traurig.

Aber nachher waren sie doch alle sehr froh, dass alles so gut abgegangen war. (5)

Hänsel und Gretel

Es war einmal ein armer Holzhacker. Sie, also er und seine Frau, die hatten zwei Kinder, die hießen Hänsel und Gretel. Es ging ihnen oft sehr arm, denn beim Holzfällen verdiente der Mann nicht so viel, und besonders wenn er keine Arbeit hatte, dann hatten sie auch nichts zu essen.

Und da sagte der Mann einmal zu seiner Frau: „Wie werden wir das bloß schaffen? Der Winter kommt. Wir haben nichts zu essen, wir haben keinen Vorrat. Wir werden mit unseren Kindern verhungern müssen."

„Ach", sagt die Frau, „wir beide würden schon noch durchkommen. Aber die Kinder, dass die auch noch sein müssen, nein. Da müssen wir sehen, dass wir die loswerden."

„Jawohl", sagt der Mann, „aber wie machen wir das?"

„Ich weiß einen guten Rat", sagt sie. „Wir gehen alle nach dem Wald und führen die Kinder weit in den Wald hinein; und dann bringen wir sie zum Schlafen. Wir setzen uns alle hin und schlafen, und dann stehen wir leise auf und auf und davon."

„O nein", sagt der Mann, „mir tut jetzt schon das Herz weh, wenn ich das sollte, meine Kinder im Wald verhungern lassen."

„Ja, dann musst du verhungern. Dann verhungern wir alle."

„Ja, besser wär's schon. Aber ich will einwilligen. Was du willst, das will ich auch", sagt der Mann. „Dann werden wir's machen."

Aber Hans hatte das gehört. Die hatten wohl gedacht, der Hans schliefe schon. Aber der Hans hatte das gehört.

Wie alles im tiefen Schlaf war, da weckte der Hans sein Schwesterchen, und da erzählte er von dem Vorhaben seiner Eltern.

Grete fing an zu weinen und sagte: „Das werden sie doch nicht tun."

„Sei bloß still", sagte er, „sag' kein Wort. Ich werde schon wissen, wie ich nach Hause komm."

Na ja, sie machten sich alle auf in den Wald. Die Kinder bekamen noch alle eine Scheibe Brot. Ich weiß nicht, ob es die letzte war, jedenfalls war es sehr, sehr wenig, was sie noch hatten. So gingen sie in den Wald. Sie setzten sich irgendwo auf einen Baumstamm oder einen Rand des Grabens. Müde waren sie auch, weil sie so früh aufgestanden waren.

Die Kinder schliefen tatsächlich ein vor Hunger und Durst. Die Eltern schlichen schnell weg und machten, dass sie nach Hause kamen.

Aber der Hans hatte schon etwas getan unterwegs. Davon hatte niemand etwas gemerkt. Der hatte sich seine Taschen voll Kieselsteine gesteckt, und die Kieselsteine, die leuchten ja auch im Dunkeln, und besonders im Dunkeln. Und wie er wach wurde, wurde es dunkel. Die Eltern waren weg.

„Siehst du, Grete", sagte er, „so haben es unsere Eltern gemacht, die haben uns hier sitzen lassen. Aber ich habe ja die Taschen voll Kieselsteine gehabt, und die leuchten. Das haben Vater und Mutter nicht gemerkt. Und nun will ich mal sehen, ob ich ein bisschen Leuchten von den Steinen sehe. Ja richtig."

Er ging ein Stückchen, da war schon ein Stein, der leuchtete. Der andere leuchtete auch schon. Die Steine leuchteten bis nach Hause, und sie kamen nach Hause.

Ach, wie froh war der Vater, dass sie wiederkamen. Die Mutter sagte gar nichts, aber eigentlich freute sie sich auch. Sie dachte: „Nun habe ich meine Kinder doch noch einmal wieder."

Aber wie die Kinder schliefen, da sagte sie: „Ja, ist ja alles ganz gut. Aber du weißt, wir halten nicht durch. Wir müssen die Kinder wegschaffen, das geht nicht."

„Ja", sagt der Mann, „dann wollen wir es noch einmal versuchen. Dass die den Weg gefunden haben ..."

„Ja, die finden ihn doch immer wieder", sagt die Frau.

Der Hans hatte wieder alles gehört. Der dachte: „Kieselsteine sind nun keine mehr. Das Häufchen, das ich da liegen gesehen habe und genommen hab', ist jetzt fast weg. Da sind keine Steine mehr. Aber ich weiß, ich werde Brot streuen. Und vielleicht schlafen wir auch nicht so lange, bis es dunkel ist. Dann finden wir den Weg, dann sehen wir, wo das Brot liegt."

„Ja", sagt Gretrel, „wir werden nur so machen, als wenn wir schlafen."

„Ja, das machen wir."

Ja, sie gingen wieder in den Wald, und der Hans hat den ganzen Weg mit Brotkrumen gestreut. Anstatt es aufzuessen, hat er das Brot nun noch verstreut. Aber die Vögel hatten es ja auch gesehen, dass er da Brot streute, und sie waren gleich gekommen und hatten alles weggepiekt.

Ach die armen Kinder! Ja, nun saßen sie da. Die Eltern verschwanden wieder wie heimlich. Aber die Kinder hatten nur die Augen geschlossen und sahen, wie die Eltern liefen. Aber sie mochten ja nicht hinterherlaufen.

Die Mutter war eigentlich sehr streng. Die hätte dann ja gescholten. Und so blieben sie sitzen, bis sie die Eltern gar nicht mehr sahen. Sie dachten ja: „Ach, wir sehen ja den Weg. Wir haben ja die Brotkrumen gestreut." Aber die Brotkrumen waren längst weg. Ja, was nun.

Nun fingen sie an zu gehen. Ach, sie dachten: „Wir werden schon nach Hause finden, wir gehen." Nun gingen sie immer weiter und weiter. Aber statt näher nach Hause zu gehen, kamen sie immer weiter weg vom Weg ab, kamen sie immer weiter von zu Hause ab.

Es wurde stockfinster. Sie waren so traurig. Gretel weinte und schluchste, aber Hänsel, der war eigentlich nicht so ganz traurig. Der sagte: „Ach, wir werden schon hinfinden, wenn nicht heute, dann morgen. Hier gibt es keine Untiere im Wald, keine Wölfe. Wir werden hier übernachten."

Da blieben sie im Wald ganz ruhig schlafen, aber an Schlafen war nicht zu denken.

Wie der Tag zu grauen anfing, da fingen sie auch wieder an zu wandern. Sie wollten doch wieder nach Hause. Ja, sie kamen noch immer weiter in den Wald.

Plötzlich fing der Wald an, sich zu lichten. Sie dachten, sie kämen nach Hause, und freuten sich schon. Sie sahen auch ein Haus stehen, aber das war nicht ihr Haus. Das war so 'n komisches Haus.

Sie kuckten: Was ist das für ein Häuschen? Ob da einer drin wohnt? Sie gingen immer näher. Wie sieht das Haus aus? Es sieht aus, als wäre es von Schokolade, das Dach von glitzernden Bonbons, die Fensterladen von grünen Bonbons.

Alles war so, als wenn alles nur zu essen wär. Hunger hatten die Kinder ja auch. Sie hatten das Brot ja verstreut und hatten ja lange nichts gegessen.

Nun mit einmal bot sich die Gelegenheit dazu. Es gab auch Kuchen, die Mauersteine waren von Kuchen. Sie nahmen sich ein bisschen vom Kuchen und ein bisschen Schokolade und Bonbons. Oh, das schmeckte so fein.

Als sie ein bisschen angefangen hatten zu essen, weil es so gut schmeckte, hörten sie plötzlich eine Stimme, und die sang:

„Knusper, knusper, knäuschen,
wer knuspert an mein Häuschen?"

Der Hans, der sagte: „Oh, ich werde auch singen." Der sang:

„Der Wind, der Wind, das himmlische Kind."

Aber die Frau, die da in dem Haus wohnte, das war eine Hexe. Aber die Kinder, die wussten das nicht. Sie stellte sich so freundlich, als wäre sie die beste Frau von der Welt, und breitete ihre Arme aus und sagte: „Kommt herein, ihr lieben Kinder! Ihr sollt es bei mir gut haben." Sie machte hinter ihnen die Tür zu und verriegelte sie auch.

Und als sie drin waren, setzte sie eine andere Miene auf. Dann sagte sie: „Hans, dich sperre ich in den Schweinestall. Ich will dich gut füttern, aber ich will dich essen."

Oh, der Hans bekam aber Angst. Ihm zerging der Boden unter den Füßen, aber er musste mit. Und Gretel, die fing an zu weinen.

Da sagte die Frau zu Gretel: „Flenn nicht, sonst kommst du auch dahin. Du wirst hier alle Dienste tun."

„Ja", sagt die, „ich will das alles machen."

„Du fegst die Stuben und kochst und machst alles. Und deinen Bruder, den fütterst du auch."

„Das will ich alles machen."

„Wenn dein Bruder fett genug ist, dann wird er in den Ofen gesteckt, dann wird er geschmort."

Oh, was hatte Gretel für ein schweres Herz. Sie konnte keine Nacht mehr schlafen. Und der Hans, der musste jeden Tag seinen Finger rausstecken, ob er schon fett genug war. Er wurde gut gepflegt. Der hat schnell zugenommen. Er war groß und stark geworden in paar Wochen. Aber dann, dann kam seine Zeit.

Aber Gretel, die war auch ein bisschen hinterlistig. Die hatte da irgendwo einen Knochen gefunden und hatte den Knochen dem Hans gereicht und hatte gesagt: „Bei mir kannst du ja den Finger zeigen, ob du fett genug bist. Aber wenn die Hexe kommt, dann zeigst du den Knochen. Dann fühlt sie an dem Knochen, dann bist du ja mager."

Na, dann sagte die Hexe: „Morgen will ich den Hans schlachten und in den Ofen stecken und braten."

Ja, sagte Gretel, aber sie solle doch erst noch gehen und fühlen an dem Finger, ob er fett genug wäre.

„Ja", sagte die Hexe, „das will ich machen. Ich will doch sehen, ob er fett genug ist." Da steckte der Hans den Knochen raus.

„Nee, ein paar Wochen müssen wir ihn noch halten."

Na, dann bekam er noch ein paar Wochen gute Pflege. Er gab dann Gretel noch manchmal was ab, und da wurden die Kinder ganz schön durchgefüttert.

Aber dann sagte die Hexe: „Nun will ich nichts mehr sehen vom Finger, auch gar nichts mehr. Ich habe Appetit auf den Braten. Morgen wird der Hans gebraten. Du heizt den Ofen."

O wie war Gretel zumute! „Ich soll den Ofen für meinen Bruder heizen? Aber ich werde vielleicht auch hineingesteckt, und dann fühlen wir beide nichts mehr." Sie sagte es dem Hans gar nicht. Sie heizte den Ofen mit vielen, vielen Tränen.

Und als der Ofen heiß genug war, da sagte sie zu der Hexe, sie möchte doch sehen, ob der Ofen heiß genug ist. Dann wird sie ihren Bruder holen. – „Ja", sagt die Hexe, „dann muss ich wohl kucken. Kuck du doch!"

„Ach", sagt Gretel, „ich kann das doch nicht so gut. Ich weiß da auch nicht so Bescheid. Da hat meine Mutter mich niemals herangelassen an den Backofen." Es wär besser, wenn die Frau das macht.

Und die Frau, die bückt sich und kuckt in den Ofen rein. Und Gretel, die war so beherzt und gab ihr einen Fußtritt, dass die Hexe da rein musste, und dann machte sie schnell die Ofentür zu. Die Hexe kam nicht mal mehr zum Schreien, die war auf der Stelle verschwunden.

Dann lief Gretel in den Stall. Eigentlich tat ihr das auch noch leid um die Hexe. Sie hatte ja noch nie so etwas gesehen und gehört. Aber sie musste das ja tun, sonst wären sie ja drangekommen.

Dann machte Gretel schnell den Schweinestall auf, und dann kam der Hans an. Da sagt der Hans: „Wo ist die Hexe? Wo ist die Hexe?"

„Ach, die brennt im Ofen", sagt Gretel, „die wird uns nichts mehr tun."

Na, dann haben sie sich aber alle Taschen vollgesteckt. Gretel hatte ja ein Tüchlein auf und gab in das Tüchlein noch viele Pfefferkuchen und Bonbons und Schokolade. Und alles haben sie nach Hause gebracht: Alle Taschen voll und Hans seine Mütze voll, und dazu hat er noch seine Jacke und die Jackenärmel alles voll gesteckt.

O wie beladen kamen sie zu Hause an. Sie konnten nachher noch viel Schokolade verkaufen und hatten Geld, und die Eltern, die haben sich so gefreut.

Die haben sich täglich Vorwürfe gemacht: „Wo sind jetzt unsere Kinder? Wo sind jetzt unsere Kinder?" Der Mann, der hatte

inzwischen Arbeit bekommen und verdiente. Da haben sie sich immer Vorwürfe gemacht: „Was haben wir bloß gemacht!"

Die Freude war riesengroß, wie die Kinder ins Tor kamen. Und so lebten sie vergnügt bis an ihr Ende, vielleicht heute noch. (6)

Frau Holle

Ein Ehepaar hatte zwei Töchter. Als die Töchter erwachsen waren, halfen sie der lieben Mutter fleißig am Spinnrad. Doch die eine Tochter tat es nicht gern. Sie drückte sich bei der Arbeit, soviel wie sie nur konnte. Der jüngeren Tochter war keine Arbeit zuviel. Sie spann immer sehr fleißig.

Die Mutter liebte aber die Tochter, die am liebsten gar nichts tun mochte, mehr wie die Fleißige. Sie ließ bei der Faulenzerin alles durchgehen.

Eines Tages war das fleißige Mädel bei der Arbeit so überstürzt, dass die Finger bluteten. Die Spule war auch schon ganz blutig. Das ging ja nun nicht. Die Spule musste gewaschen werden. Die Mutter hieß die Tochter, die Spule am Brunnen zu waschen. Sie tat es, glitt aus und fiel in den Brunnen hinein.

Nun war das liebe Mädel in eine andere Welt hineingekommen. Als sie erwachte, stand sie auf einer schönen Wiese mit Blumen und Sträuchern. Sie entdeckte auch einen Apfelbaum mit den allerbesten goldgelben Äpfeln.

Als sie ganz in der Nähe des Baumes war, sagte der Baum: „Liebes Mädel, sei bitte so gut und pflücke meine Äpfel ab." Weil da auch ein Korb war, tat es das Mädel gern.

Als sie die Arbeit getan hatte, ging sie den schönen blumigen Wiesenweg weiter und sah ein nettes Haus am Wege stehen.

Da schaute eine Frau aus der Tür. Das Mädel – wir nennen sie Marie – fürchtete sich zuerst ein wenig. Aber als die Frau ihr freundlich zusprach, ging sie mit hinein in das Haus. Zuerst durfte die Marie sich ordentlich sattessen.

Dann sagte die Frau: „Sieh, ich bin Frau Holle. Du bist jetzt in einer andern Welt. Von hier aus schneit es auf Erden. So wird es gemacht: Dieses Bett wird tüchtig geschüttelt, dann fallen viele, viele Schneeflocken. Die Kinder kommen dann zum Schlitten-

fahren und freuen sich an dem schönen weißen Schnee. Alle Kinder rodeln doch so gern."

Die Marie schüttelte jeden Tag das Bett ganz tüchtig. Es gab viel Schnee. Außerdem beschäftigte sie sich noch mit anderen Hausarbeiten. Es gefiel ihr sehr gut bei der lieben Frau Holle. Aber zeitweise hatte die Marie auch Heimweh nach ihren Lieben zu Hause.

Die gute Frau Holle merkte es wohl, und eines Tages sagte sie: „Liebe Marie, du möchtest wohl gern wieder heim zu deinen Eltern und der Schwester? Du hast alles sehr gut gemacht, du wirst auch deinen Lohn bekommen. Schau, da ist ein großes Tor. Ich komme mit bis dahin."

Als sie am Tor ankamen, tat es sich von selbst auf. Die beiden verabschiedeten sich. Plötzlich fing es an zu regnen. Aber es war ein Goldregen, der die fleißige Marie vom Scheitel bis zur Sohle golden machte, so dass sie ganz mit Gold überschüttet war.

Als sie dann zu Hause am Tor anlangte, krähte der Hahn mit lautem Geschrei: „Kikeriki, die goldene Jungfrau ist wieder hie." Alle, Vater und Mutter sowie die Schwester, eilten ihr da entgegen.

Da erzählte sie alle ihre Erlebnisse. Das war doch zu schön.

So etwas wollte die träge Schwester auch erleben. Sie sprang mit Willen in den Brunnen hinein und kam auch auf eine grüne Wiese.

Aber sie sah die schönen Blumen gar nicht. Als sie an den Apfelbaum kam, bat der sie auch, die Äpfel zu pflücken. Aber sie tat es nicht. Sie meinte, es könnte ihr manchmal ein Apfel auf den Kopf fallen und sie verletzen.

Als sie an das Häuschen kam, stand die Frau Holle nicht vor der Tür. Aber das Mädel ging hinein und sagte, sie möchte auch die Betten schütteln, wie ihre Schwester es getan hatte.

„Ja, das darfst du", sagte die Frau Holle.

Am ersten Tag tat es das Mädel auch, aber doch ungern. Die Kinder auf Erden holten auch ihre Schlitten heraus. Es schneite, aber immer zu wenig. Die Frau Holle musste immer soviel nachhelfen. Das faule Mädchen mochte die Betten nicht mehr schütteln, und an Hausarbeit war sie gar nicht gewöhnt.

Abb. 2: Das schöne, fleißige Mädchen bekommt seinen Prinzen

Da sagte die Frau Holle: „Schau, da ist das große Tor. Da kommst du nach Hause. Da bekommst du deinen Lohn, wie du ihn verdient hast."

Da eilte sie drauf zu und erwartete den Goldregen. Aber leider war es kein Goldregen, sondern ein Pechregen, der sie von oben bis unten ganz rabenschwarz machte. Das war eine Enttäuschung.

Als sie dann zu Hause durch's Tor schritt, krähte auch der Hahn ganz laut: „Kikeriki, die Pechtochter ist wieder hie."

Es ist gar nicht auszudenken, wie den Eltern und der Tochter zumute war. Sie mochten waschen, soviel sie konnten, sauber wurde das Mädel nie mehr.

Inzwischen hatte ein Prinz von der Goldmarie gehört und hatte Hochzeit mit ihr gefeiert. Sie lebten ganz glücklich bis an ihr Ende. (7)

Aschenputtel

Ein König und eine Königin, die lebten alle Tage herrlich und in Freuden, aber sie hatten doch einen großen Wunsch: Sie wollten ein kleines Töchterchen haben, und der Wunsch wurde ihnen auch gewährt. Sie bekamen ein kleines, allerliebstes Töchterchen.

Aber als das Kind geboren wurde, da wurde die Mutti so schwach und krank, die Königin. Und da mussten sie ihr das Kindlein noch wegnehmen. Sie schaute das Kindlein an, aber die Schwäche wurde immer größer. Da segnete sie das Kindlein noch, und dann schloss sie die Augen für immer.

Dann wurde das Kindlein großgezogen, aber natürlich ohne Mutterliebe. Es ist schwer, ein Kind ohne Mutterliebe groß-zuziehen. Manche verstehen es ja ganz gut, und sie wird auch alle Fürsorge gehabt haben, weil sie ja ein Königskind war. Aber dennoch – Mutterliebe kann niemand ersetzen.

Als die Trauerjahre um waren, da nahm der König sein Kind, schloss es in die Arme und sagte: „Liebes Kind, du hast keine Mutti, ich will doch zusehen, dass du eine neue Mutti kriegst. Deine Mutti, wie du weißt, liegt ja auf dem Friedhof im Grabe. Ich hab' dir das Grab ja gezeigt, und du gehst ja auch öfter hin."

„Ja", sagt sie, „aber nicht so oft. Ich möchte auch lieber eine Mutti haben."

„Ja", sagt er, der König, „du sollst auch eine bekommen."

Da hat der König sich umgeschaut, und er hat auch eine Frau gefunden, die dann Königin wurde. Aber die Frau, die war schon einmal verheiratet gewesen und brachte zwei Kinder mit, zwei Mädchen. Der König freute sich erst und dachte. „Ach, dann hat meine kleine Tochter auch gleich Gespielinnen, und dann wird das auch ganz schön sein für sie."

Aber es war anders. Die Menschen sind ja nicht alle gleich gesonnen, und so war es dort auch. Die Königin, die war recht hartherzig. Sie liebte ihre Kinder viel mehr wie die Kleine, wollen wir sagen: wie das Stiefkind. Sie machte soviel Ausnahmen, und das Stiefkind behandelte sie manchmal recht schlecht. Aber der König mochte nichts sagen. Er wollte Zank und Streit vermeiden. Darum blieb er ruhig. Aber es tat auch seinem Herzen weh.

Dann wollte der König einmal eine Reise machen. Da sagte er: „Ach, ich möchte jedem von euch etwas mitbringen, für die Königin, für die beiden Töchter und für die Kleine auch. – Nun, was wünschst du dir?"

„Ach", sagte die Kleine, „ich möchte ein kleines Haselnussreis haben. Das möchte ich auf meiner Mutter Grab pflanzen, dann ist das nicht so kahl. Und wenn der Baum wächst, dann ist da Schatten. Und dann werde ich mir einen Stuhl da hinstellen, und dann kann ich mich manchmal hinsetzen. Mir tut das doch so leid, dass meine Mutter nicht mehr lebt."

„Ja, und was wünschst du dir denn, meine Tochter?" sagte der König zu der größeren.

„Ach, ich möchte einen Ring von Edelstein haben."

„Ja, den sollst du bekommen. Und du."

„Ich möchte eine Kette haben von lauter Gold."

„Bekommst du auch. Und du, meine liebe Frau, du bekommst schöne Ohrringe, die werden dir gut stehen."

„Ja, die habe ich mir schon lange gewünscht."

So hat der König die Notizen gemacht, und dann reiste er ab.

Während der Abwesenheit des Königs wurde die Königin immer hässlicher zu dem kleinen Mädchen. Sie sagte: „Du darfst da nicht mehr bei uns schlafen, du musst in der Küche schlafen. Du musst auch den Herd heizen. Du musst andere Kleider anziehen.

Du darfst gar nichts mehr. Du bist gar kein Königskind mehr. Meine Kinder sind die Königskinder. Du gehörst in die Küche. Und weißt du, wie du von heute ab heißt?"

„Nein."

„Du heißt von heute ab Aschenputtel."

„Oh, Aschenputtel?"

„Na ja, weil du auch immer in der Asche liegst."

Sie durfte ja nicht mehr im Schlafzimmer schlafen, sie musste ja in der Küche schlafen. In der Küche wurde es dann nachts auch kalt. Dann hat Aschenputtel ein bisschen Asche aus dem Aschenloch herausgeholt und hat sich an der warmen Asche gewärmt. Wir können uns ja denken, wie sie dann aussah. Dann sah sie richtig wie ein Aschenputtel aus, wenn sie auch so viel hübscher war wie die anderen beiden Königskinder. Aber wenn man schwarz und schmutzig aussieht, denn sieht man schon nicht mehr so schön aus. – Nun ja, so ging es dann immer weiter.

Wie dann der König nach Hause kam, dann kam er ja und packte die Geschenke aus. Er hätte beinahe vergessen von dem Haselreis. Aber er war ja die letzte Strecke noch auf dem Pferd geritten, und da war ihm der Hut hängen geblieben an einem Haselreis. Und da dachte er: „Ach, der Hut erinnert mich ja an das Haselreis." Sonst hätte er für sein Töchterchen gar nichts mitgebracht. Aber nun hatte er ein ganz ansehnliches, schönes Haselreis mitgebracht.

Die freuten sich alle sehr über die Geschenke. Die Königin, die strahlte über ihre schönen Ohrringe, und die Töchter konnten ihr Geschmeide nicht genug bewundern.

Aber Aschenputtel nahm ihr Haselreis und ging auf den Friedhof und pflanzte das Haselreis ein. Und weil sie nicht genug Wasser mitgenommen hatte, weinte sie und begoss dieses eingepflanzte Reis mit ihren Tränen. Und wenn sie dann nach Hause kam, dann musste sie gleich wieder in die Küche gehen.

Der König war zu allem still. Was sollte er sagen? Nun waren sie, die beiden Töchter, schon erwachsen. Und Aschenputtel war auch schon schön groß geworden, aber immer elend in der Küche, unansehnlich angezogen, und so musste sie immer alle Arbeit tun mit der Magd in der Küche.

Abb. 3: Aschenputtel und ihre Tauben, die ihr so emsig beim Aussammeln der Erbsen helfen

Und da trug es sich zu, dass einmal ein Königssohn ein großes Fest feiern wollte, und dazu wurden alle eingeladen in dieser kleinen Stadt. Und so wurden von diesem Königssohn auch die Königstöchter von Aschenputtels Vater eingeladen. Aber Aschenputtel wurde nicht eingeladen, nur die beiden Töchter und die Königin.

Ach, Aschenputtel sollte in der Küche bleiben. Sie konnten sich nicht genug schmücken, die beiden Töchter. Aber Aschenputtel hatte keine Kleider, auch keine Schuh. Da ging sie auf den Friedhof. Die andern waren schon fort. Sie ging auf den Friedhof und weinte wieder.

Da ging es ihr so durch den Kopf: „Du bist doch auch ein Königskind. Dein Vater ist doch auch König. Deine Mutter, die hier im Grabe ruht, sie war auch Königin. Also bin ich auch eine Prinzessin."

Aber es half alles nichts. Sie musste wieder zurückgehen. Wie sie zurückkam, da war die Königin noch da. Sie sagte: „Liebe, liebe Mutti, ich bitte dich, nimm mich doch auch mit zu diesem Fest."

Da sagte die Königin: „Ja, ich habe aber noch Arbeit für dich. Hier diese große Schüssel Erbsen, die sammelst du aus. Sieh mal, da sind viele Haferkörner drin und auch Weizenkörner, und die müssen alle raus. Und wenn du die bis drei Uhr ausgesammelt hast, dann kannst du mitkommen. Dann geh ich hin, und dann kannst du mitkommen."

Aber Aschenputtel war sehr bekannt mit den Tauben draußen. Es war so, als wenn die Tauben sie auch bedauerten. Die Tauben haben solch feinen Instinkt, so'n feines Gefühl. Die sahen wohl Aschenputtels trauriges Gesicht und ihr trauriges Wesen. Und da wusste sich Aschenputtel schnell Rat. Sie sagte: „Kommt, ihr lieben Täubchen, helft mir aussammeln: die guten ins Körbchen, und die schlechten ins Kröpfchen."

Und so machten die Täubchen das dann auch. Sie pickten den Hafer und den Weizen in ihre Kröpfchen, und sie freuten sich, dass sie satt wurden.

Und die ganze Schüssel Erbsen war in zehn Minuten ausgesammelt.

Und Aschenputtel freute sich und sagte: „Jetzt darfst du mit zur Hochzeit. Das wird aber schön sein." Da sagt sie: „Liebe Mutti, schau, die Erbsen sind schon frei."

„Ja", sagt die Mutti, „du willst mit zur Hochzeit? Das kannst du nicht. Schau mal, wie du aussiehst, ganz voll Asche, ganz schmutzig. So kannst du da nicht zur Hochzeit gehen. Du hast keine Kleider und keine Schuhe. Du bleibst zu Hause."

Wie Aschenputtel da ums Herz war! Ihr war das Herz zum Zerspringen. Sie dacht immer wieder daran: „Ich bin auch eine Königstochter."

Und sie suchte immer wieder Trost am Grabe ihrer Mutter und ging hin.

Die Königin ging dann auch zur Hochzeit, und sie ging an das Grab ihrer Mutter. Dann sah sie, das Haselnussreis war schon schön gewachsen, schon zu einem Baum gewachsen, und da fiel ihr ein: „Ach, dies Reis, das hat ja mein Vater mitgebracht. Das müsste eigentlich etwas machen können." Und da kam es aus ihrem Innern heraus, sie fing an zu singen:

„Liebes, liebes Bäumchen, rüttle dich,
wirf ein goldnes Kleidchen über mich!"

Und wie sie das eben so singend ausgesprochen hatte, da kam ein goldenes Kleidchen über sie. Sie konnte sich gar nicht fassen, dass sie nun gar nicht mehr ihr Aschenputtelkleid anhatte, sondern ein goldenes Kleidchen. Und dann kuckte sie noch einmal hoch und sagte: „Und Schuhchen auch!" Und mit einmal schaut sie nach unten, und da sieht sie, sie hat auch goldene Schuhe an und sogar ein goldenes Stirnband. Oh, sie konnte sich nicht genug bewundern. Sie hatte ja keinen Spiegel, dass sie sich da schauen konnte.

Aber sie machte sich schnurstracks zum königlichen Schloss. Da waren schon viele Gäste. Sie waren schon im Gange, tanzten, und die Freude war schon sehr groß.

Als aber Aschenputtel die Treppe heraufkam und der Königssohn sie erblickte, da war er ganz von Sinnen. So ein schönes Mädchen hatte er noch nie gesehen, so eine schöne Prinzessin. Und so ein schönes Kleid hatte ja niemand dort an, und solche schönen Schuhe auch nicht. „Nein, die muss ich haben, das ist

meine", denkt er. Er nahm sie gleich am Arm und führte sie herein.

Ihre Schwestern kannten sie nicht und die Mutter auch nicht. Sie sahen nur, dass das eine war, die von Gesicht so ähnlich aussah. Aber dass das Aschenputtel war, das konnten sie ja nicht verstehen.

Ja, dann tanzte der Prinz ja immerzu mit der lieben Kleinen. Er fragte auch, von wo sie her war. Aber sie sagte: „Das muss ich verschweigen, das kann ich nicht sagen." Sie hat es nicht gesagt. Und wie sie merkte, dass die Feier bald zu Ende war, da ist sie heimlich verschwunden.

Aber der Prinz hat es doch gemerkt. Er lief hinterher, aber sie versteckte sich und ging sofort an ihren Ofen, an ihren Herd, in ihre Asche und machte sich schmutzig. Mit der Asche beschüttete sie sich. Und da hat der Prinz doch nicht gedacht, dass das das feine Mädchen war, die schöne Prinzessin. Und da musste er traurig davon gehen.

Aber er dachte: „Ich will noch einmal eine Feier machen. Dann wird das schöne Mädchen doch wieder kommen, und dann will ich doch besser aufpassen."

Und da veranstaltete er in der anderen Woche noch einmal eine Feier, und alle freuten sich. Die Freude war ja riesengroß, dass wieder alle eine Feierstunde mitmachen konnten, eine Stunde ja nicht, Tag und Nacht.

Na, und dann dachte Aschenputtel: „Ach, das war doch da so schön; und der Prinz, der war doch so gut und so nett zu mir. Ich möchte doch auch wieder hin." Und da sagt sie wieder zur Mutter: „Ach, ich möchte doch so gerne mit."

„Nein, nein", sagt die Mutter, „du hast doch keine Kleider und keine Schuh."

Da hat sie gedacht: „Ich brauch auch keine. Ich werde schon wieder welche kriegen." Denn das Kleid und die Schuhe waren wieder verschwunden, so wie sie gekommen waren. Das hatte sie nicht mehr.

Nun ging sie wieder auf den Friedhof und hat gesungen:

„Liebes, liebes Bäumchen, rüttele dich,
wirf ein goldenes Kleidchen über mich!"

Abb. 4: So festlich geschmückt könnte man sich schon einen Prinzen vorstellen, der auf stolzem Ross ins benachbarte Königreich geritten kommt, um die rechte Braut zu finden.

Da kamen die Schuhe schon von selbst. Sie stand wieder so wunderhübsch angezogen da. Da war die Freude groß, und da ging sie schnell wieder hin zur Hochzeit.

Die Feier hatte ja schon begonnen. Und der Prinz, der hat schon immer im Stillen gewartet auf das schöne Mädchen, und endlich, da war sie da. Und da hat er wieder keine andere angesehen, nur die Kleine.

Sie war nicht klein, aber weil sie die Jüngste war, nenne ich sie immer die Kleine. Sie ist aber nicht die Kleine gewesen. Sie war schön schlank und groß.

Der Prinz, der konnte seine Augen nicht ablassen von dem schönen Mädchen, und er fragte: „Bist du etwa auch eine Prinzesssin?"

Da sagte sie nur: „Ja, ich bin auch eine Prinzessin."

Er wusste es ja nicht. Es waren ja auch Barontöchter und Grafentöchter und so eingeladen.

Na ja, die Feier ging auch wieder zu Ende. Aber diesmal, da war der Prinz aber auf der Hut. Da passte er auf. Da sagte er: „So schnell, wie du laufen kannst, kann ich auch."

Aber sie lief so schnell die Treppe runter, und da verlor sie einen Schuh. Da lief sie mit einem Schuh und einem Strumpf aber doch noch schneller wie der Prinz.

Und der Prinz, der wollte erst mal den Schuh aufholen und beschaute den Schuh. Und in der Zeit war Aschenputtel schon wieder in ihrer Asche.

Da sagte der Prinz: „So, jetzt behalte ich den Schuh, und wem der Schuh passt, die wird meine Braut."

Na, da kam der Prinz am nächsten Tag in das Schloss, wo Aschenputtel wohnte, und fragte, ob hier eine Prinzessin wäre, die diesen Schuh verloren hätte.

Nein, sagten sie, den kann er wieder mitnehmen, der passt hier keinem.

Am nächsten Tag kam der Prinz mit seinem Pferd geritten und sagte: „Ja, die muss hier sein, denn ich habe sie hierher laufen sehen. Hier muss sie sein, hier ist die Prinzessin."

Da sagte die Königin zu einer Tochter: „Sag' man ‚ja', sag' man, du bist das."

„Ja", sagt die eine, „das bin ich, ich bin die Prinzessin. Mir passt der Schuh."

„Wollen wir gleich versuchen", sagt der Prinz.

Die Prinzessin und die Mutter, die Königin, verschwanden auf eine kleine Weile. Weil der Schuh zu klein war, nahm die Königin ein Beil und hackte den großen Zeh ein Stück ab. Da passte der Schuh ja.

Da sagt er, der Königssohn: „Wenn dir der Schuh passt, dann bist du die Braut. Dann komm man mit! Dann nehm ich dich mit auf meine Wachtburg."

Und nun stiegen sie auf das Ross, und wie sie ein Weilchen geritten waren, da schrien die Täubchen:

„Rucke die Kuh, rucke die Kuh,
Blut ist im Schuh.
Das ist nicht die richtige Braut,
die wird nicht getraut.
Die richtige ist zu Hause."

Da machte er kehrt, und sie schämte sich, die Prinzessin.

Da sagte der Prinz: „Dann bist du es eben nicht."

„Nein", sagte sie, „dann bin ich es nicht. Ich hab' ja Blut im Schuh."

Dann sagte die andere, die ältere: „Dann bin ich es."

Ja, der Schuh passte auch beinah, aber die Ferse war zu dick. Da nahm die Mutter ein Messer und schnitt ein Stück ab von der Ferse, und da passte der Schuh. Aber das Blut lief auch, war nur nicht gleich so sehr zu sehen.

Sie bestieg auch das Ross des Königssohns und ritt auch ein Stück mit. Aber die Täubchen riefen wieder dasselbe:

„Rucke die Kuh,
Blut ist im Schuh.
Das ist nicht die rechte Braut.
Die rechte Braut ist zu Hause."

Da sagte der Königssohn: „Ja, das sind die beiden Töchter dann nicht."

Da sagte die Königin: „Ich hab' noch eine Tochter. Aber der wird der Schuh wohl auch nicht passen; die ist auch nicht dagewesen."

Dann sollte sich Aschenputtel schnell waschen und sollte ankommen mit einem reinen Kleid und sollte den Schuh anpassen; und der Schuh, der passte. Aber sie hätte gar nicht den Schuh zeigen dürfen. Der Prinz kannte sie schon von Angesicht, ihr schönes, edles Angesicht, die lieben Züge des bekannten Angesichts, und da sagte er: „Du bist die rechte Braut."

Und dann zog sie den Schuh an, so wie sie war, und dann sagte sie, wie sie zu Hause waren beim König im Schloss: „Lass uns doch noch einmal zum Friedhof gehen, da ist meine rechte Mutter."

Und da gingen sie beide erst mal auf den Friedhof, da sagte sie:

„Bäumchen, rüttle dich,
wirf ein goldenes Kleidchen über mich
und Schuhchen auch."

Und so geschah es dann.

Da war der Prinz ganz verwundert und sagte: „So, jetzt siehst du so aus wie damals. Es hätte aber gar nicht sein brauchen. Du hättest es auch so bekommen. Aber nun hast du es von selbst."

Dann haben sie in diesem schönen Kleidchen und in diesen schönen Schuhen ihre Hochzeit gefeiert, und sie nahm an, dass das Kleidchen von ihrer rechten Mutter war und auch die Schuhchen. Und da haben sie die Hochzeit gefeiert.

Doch nun wussten sie nicht so recht, sollten sie die beiden Schwestern einladen oder nicht. Aber der König ist gekommen mit seiner Frau, nur die beiden Töchter nicht, die schämten sich zu sehr.

Aber Aschenputtel, die ja nun auch Königin wurde, ist es gut gegangen bis an ihr Lebensende. Sie hat herrlich und in Freuden gelebt. Daran sieht man immer wieder: Das Gute wird doch belohnt. (8)

Dornröschen

Ein König und eine Königin, die hatten dreizehn Jahre kein Kind. Aber an ihrem dreizehnten Hochzeitstag bekamen sie ein kleines Mädchen. Die Freude war ja übergroß.

Nach der Geburt, als die Königin sich etwas erholt hatte, veranstalteten sie ein großes Fest. Dazu wurden viele, viele ein-

geladen. Auch die weisen Frauen auf dem Lande – deren waren es zwölf – die kamen alle und beglückwünschten das Kind.

Aber da war noch eine weise Frau, die hatten sie vergessen, das war die dreizehnte. Die war so ärgerlich, dass sie nicht eingeladen war. Aber sie kam doch. Sie kam und sagte: „Ich will das Kind auch beglückwünschen. Ich bin auch eine weise Frau. Ihr habt mich vergessen. Aber ich will dem kleinen Mädchen auch Glück wünschen und meinen Wunsch aussprechen."

Der König sagte: „Na bitte, dann komm herein."

Da ging sie rein, natürlich voll Zorn, und da sprach sie keinen guten Wunsch aus. Zuerst wohl etwas, aber dann sagte sie: „An deinem dreizehnten Geburtstag wird dir etwas passieren, nicht dir allein, sondern dem ganzen Schloss. Sterben wirst du nicht, aber es wird etwas passieren." Dann ging sie fort.

Es war den anderen allen etwas lächerlich. Sie sagten: „Was soll denn schon passieren? Die Hauptsache ist, das Kind bleibt am Leben."

Ach, es wurde nachher auch bald vergessen. Die haben das nicht für voll genommen, was die Frau sagte, nur das, was die zwölf Frauen gesagt hatten.

Ja, aber die Jahre vergehen schnell. Als das Kind seinen dreizehnten Geburtstag hatte, da dachte keiner mehr, was da passieren sollte. Nun, die Kleine, die hüpfte überall herum, und so ging sie auch nach ganz oben im Schloss. Da war eine Frau, die spann immer; schöne Sachen hat sie nachher gewebt. Und da mochte die Kleine so gerne zukucken.

Damals hatte die Kleine ja noch nicht den Namen Dornröschen. Den hat sie ja erst später bekommen, wegen der Dornen. Ich glaube, sie hat Roselind geheißen. Sie hieß meist nur Röschen.

Und da ging Röschen nach oben und ging zu der Frau und sagte zu der alten Frau, die da spann: „Ich möchte auch mal spinnen."

„Ach", sagte die Frau, „du darfst das doch nicht. Erstens könntest du dich in den Finger stechen, und zweitens, ich weiß nicht, wirst erst mal die Königin fragen. Du darfst doch nicht."

„Komm, lass mich doch! Ach, lass mich doch", sagte sie. „Es sieht doch so schön aus. Ich möchte das auch machen."

Die Weberin denkt: „Es sieht ja keiner. Lass sie ein bisschen ran an das Spinnrad."

Die Kleine setzt sich hin, und wie sie den Faden so richtig ziehen will, da kriegt sie den Finger da rein in die Nadel, und die Nadel sticht ihr in den Finger. Und sowie die Nadel den Finger blutig gemacht hatte, da fing Dornröschen an zu schlafen.

Aber nicht Dornröschen allein. Im ganzen Haus schlief alles, der König und die Königin. Die Magd in der Küche, die gerade den Gänsebraten umdrehte, hielt die Gabel mit dem Gänsebraten. Die Mädchen, die ihre Zimmer putzten, hatten ein Staubtuch in der Hand. Alles schlief ein, so wie sie da standen und saßen. Sogar die Fliegen an der Wand schliefen ein. Das Vieh im Stall, die Pferde und Kühe, Schafe und Schweine, alles schlief ein. Das ganze Schloss, alles war zur Ruhe gegangen. Es kümmerte sich auch niemand darum.

Aber nachher war es doch schon bisschen bekannt geworden. Ein Königssohn hatte davon gehört. Es waren schon etliche Jahre vergangen, da waren die Dornen hochgewachsen. Denn um das Schloss wächst ja meistens eine Dornenhecke, die aber immer wieder beschnitten wird. Nun hatte man ja niemand, der Gärtner schlief ja auch. Er konnte sie nicht beschneiden. Niemand beschnitt sie. Nun wuchs ja die Hecke riesengroß.

Der Königssohn dachte: „Hier soll doch ein wunderschönes Mädchen drin sein. Du willst doch mal rein." Und er wollte sich durch diese Dornen durchzwängen. Aber er blieb hängen. Und weil sich auch niemand darum kümmerte, ist der Königssohn elend darin umgekommen. So konnte er ja niemand mehr etwas davon sagen. Er war ja gestorben. Ihm mag ja die Schlagader durchgepiekt sein, dass er verblutet ist. Man weiß es ja nicht, wie es geschah.

Aber ein anderer Königssohn, der sagte: „Ich möchte auch hin, denn die dreizehnte Frau, die soll ja gesagt haben, wenn sie es auch nicht so öffentlich gesagt hat, die soll gesagt haben, hundert Jahre soll die Roselind schlafen und alle mit. Aber das haben damals alle nicht geglaubt."

Und nun waren gerade hundert Jahre vergangen. Und da dachte dieser Königssohn: „Ich muss doch mal sehen. Es wird gesagt (er

Abb. 5: Nach hundert Jahren weckt ein mutiger Prinz das noch immer schlafende Dornröschen auf

war ja auch keine hundert Jahre alt), es wird gesagt, dass die hundert Jahre schon um sind." Da machte er sich auch auf den Weg und kam dahin. Ja, Dornen waren wohl noch da, aber es war noch ein Eingang. Da blühten die Rosen ja schon wieder, und da ging er denn rein.

Da ging er rum. Ja, die schliefen alle. Der König und die Königin schliefen. Alles schlief.

„Ja", dachte er, „wo mag das kleine Mädchen sein? Die möchte ich ja suchen." Er ging immer weiter, die Treppe hoch, bis er an die Dachkammer kam, wo das kleine Mädchen war. Das war ein wunderhübsches Kind. Er verliebte sich sofort in sie, nahm sie in den Arm und drückte sie und gab ihr einen Kuss.

Und wie er sie küsste, da machte sie die Augen auf und sagte: „Wie schön, dass du gekommen bist. Du hast mich ja geweckt, aber ich kenne dich gar nicht." Der Königssohn sagte: „Aber ich kenne dich. Ich hab' dich gesucht. Wollen wir mal heruntergehen?" – Die Weberin war auch schon aufgewacht.

Wie sie runtergehen, ist alles schon wieder im Gange. Der König und die Königin, der Koch, die Köchin, die Mädchen, die Einmache-Mädchen, überall, alles war im Gange. Alle freuten sich, dass sie alle wieder so schön am Leben waren.

Aber am meisten freuten sich der Königssohn und die Königstochter. Er bat sofort um die Hand dieser Königstochter und hat sie auch bekommen. Sie haben dann die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, und alle waren voll Freude und lebten nachher noch lange, lange. Und es ging ihnen immer gut, sie blieben gesund und froh ihr Leben lang. (9)

Schneewittchen

Vor vielen Jahren lebte ein König mit der Königin kinderlos dahin. Es war im Winter, die Königin saß am Fenster und machte eine schöne Handarbeit. Ab und zu sah sie, wie die schönen großen Schneeflocken herabrieselten.

Aus Versehen stach sie sich in den linken Zeigefinger, dass er tüchtig blutete. Sie öffnete schnell das Fenster, die Blutstropfen fielen in den Schnee. Das rote Blut im weißen Schnee sah hübsch

aus, dazu dann die schwarzen Fensterrahmen aus schwarzem Ebenholz.

Plötzlich kam der Königin der Gedanke: „So ein schönes Kind, eine Tochter, möchte ich haben mit diesem hübschen Ansehen. Das wäre wohl das schönste Kind in der ganzen Welt."

Der Wunsch der Königin ging tatsächlich in Erfüllung. Es dauerte kaum ein Jahr, da bekam die Königin so ein schönes Kind. Die Freude war riesengroß. Aber die Königin war zu schwach, um alles zu ertragen. Des Morgens war sie für immer eingeschlafen.

Schneewittchen, diesen Namen hatte das süße, bildschöne Mädelchen noch von ihrer Mutter bekommen, wusste noch nichts von dem Leid, dass die liebe Mutti nun nicht mehr da war. Aber als Schneewittchen ein Schulkind wurde, da sah sie, alle Kinder hatten eine Mutti, nur sie hatte keine, nur eine Kindertante, die aber lieb zu ihr war.

Eines Tages sagte dann der König zu seinem Töchterchen: „Schneewittchen, nun sollst du auch eine Mutti bekommen, eine sehr hübsche."

Schneewittchen freute sich sehr. Leider kam es anders. Die neue Königin war wohl hübsch, aber sie hatte ein böses, neidisches Herz. Sie musste immer wieder Schneewittchen ansehen, wie hübsch sie aussah. Dazu besaß die Königin einen Spiegel, der so wie verhext sprechen konnte. Bisher hatte der Spiegel immer gesagt, Frau Königin wäre die Schönste in der Welt. Aber als die Königin wieder den Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?",

da sagte der Spiegel einfach so:

„Frau Königin, Ihr wart wohl erst die Schönste hier,
aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr."

Die Königin wurde nun vor bitterm Neid sehr zornig. Sie war doch immer die Schönste in der Welt gewesen. Nein, das konnte sie nicht ertragen, dass Schneewittchen noch schöner war als sie selbst.

Als der König einmal für längere Zeit verreist war, fasste die Königin den Plan, Schneewittchen aus der Welt zu schaffen. Der

Jägersmann sollte Schneewittchen weit in den Wald führen und dann die Leber von Schneewittchen zur Königin bringen.

So wanderte denn Schneewittchen mit dem Jägersmann los immer weiter in den dunklen Wald. Aber der Jäger war barmherzig. Als ihm grad' ein junges Reh entgegen lief, nahm er die Leber vom Reh und brachte sie der Königin. Mit Schneewittchen hat er abgemacht, dass sie nie mehr heimkommen solle, es würde ihn dann selbst das Leben kosten.

Nun irrte Schneewittchen in dem dunklen Wald ganz allein herum.

Die Königin nahm die Leber und war froh, dass sie nun wieder die Schönste war, denn der Spiegel hatte es ihr eben wieder gesagt.

Als Schneewittchen nun schon einige Tage fort war, kam sie aus dem Wald an einen hohen Berg. Sie staunte den Berg an und entdeckte eine kleine Tür. Da sie so einen entsetzlichen Hunger hatte, öffnete sie die Tür und ging in die Wohnung, die sehr hübsch ausah. Da war ein langer Tisch, etwas kleiner wie ein gewöhnlicher Tisch. Schneewittchen staunte, wie klein alles aussah. Der Tisch war gedeckt. Da setzte sich Schneewittchen heran und aß erst einmal von den leckeren Speisen. Es schmeckte großartig. Dann überfiel sie eine große Müdigkeit. Ein Bett war nicht ganz so klein, es gehörte wohl dem Zwergkönig. Davon wusste Schneewittchen nichts. Sie legte sich einfach in das größere Bett und schlief ein.

Um Mitternacht kamen sieben Zwerge heim, die Wohnung gehörte ihnen. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie das allerliebste Mädel im Bettchen schlafen sahen. Aber niemand weckte sie. Sie sahen auch, dass Schneewittchen gegessen hatte, und freuten sich, dass sie vielleicht ihren Hunger gestillt hatte. Die Zwerge aßen und gingen dann auch zu Bett.

Als Schneewittchen am Morgen erwachte, sah sie die Zwerge und fürchtete sich erst sehr. Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Aber die Zwerge waren so mitleidig und beschenkten sie mit vielen schönen Sachen. Schneewittchen erzählte dann alles, was sie durchgemacht hatte. Die Tränen liefen ihr die Wangen herab.

Die Zwerge weinten mit ihr und sagten, sie könne immer bei ihnen bleiben. Sie könnte die Stuben und die Küche sauber machen und Essen zubereiten. Für Kleidung, sogar für sehr schöne, würden sie sorgen. Aber Schneewittchen sollte versprechen, immer die Tür zu verschließen, als wenn die Zwerge eine Ahnung hatten, dass die böse Königin noch mal selbst kommen könnte.

So war es denn auch. Die Königin fragte dann wieder den verhexten Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"
„Frau Königin, Frau Königin, Ihr seid es hier,
aber Schneewittchen in den Bergen,
bei den sieben Zwergen,
ist tausendmal schöner als Ihr",

sagte der Spiegel.

Da packte die Königin die Wut. Sie wollte den Jägersmann umbringen, aber der war längst verschwunden. So machte sich die Königin selbst auf den Weg. Sie hatte sich als Verkäuferin verkleidet und hatte allerhand hübsche Sachen zu verkaufen: Kämme, Siegel, Haarspangen, Ohrringe usw. Als sie dann an dem großen Berg ankam, sah sie die Tür. Die war fest verschlossen, aber etwas weiter war ein Fenster. Da klopfte sie an und bot ihre hübschen Sachen an.

Schneewittchen wollte das Fenster nicht öffnen. Aber als die Hausiererin sagte, sie wolle ihr einen Kamm schenken, da machte Schneewittchen das Fenster auf. Die böse Königin steckte ihr selbst einen vergifteten Kamm in's Haar. Schneewittchen konnte grad' noch das Fenster schließen, dann fiel wie wie tot zur Erde nieder.

Als die Zwerge heimkamen, waren sie sehr erschrocken und tief betrübt, als sie Schneewittchen so hilflos liegen sahen. Sie nahmen sie auf den Arm und trugen sie auf die Couch.

Dabei war der vergiftete Kamm herausgefallen, und Schneewittchen machte wieder die Augen auf. Das war schön, alle freuten sich sehr.

Nun sollte Schneewittchen aber noch vorsichtiger sein. Sie versprach es.

Die böse, neidische Königin hatte aber wieder den Spiegel gefragt. Da bekam sie wieder die Antwort, Schneewittchen sei tausendmal schöner als sie. Nun war es aus mit der Königin. Sie verkleidete sich noch einmal. Diesmal bot sie schönes Obst an: schöne Zuckerbirnen und rotbäckige Äpfel, herrlich anzusehen. Ein Apfel war stark vergiftet. Die Königin klopfte wieder ans Fenster und bot ihre Früchte an. Nein, Schneewittchen wollte nicht das Fenster öffnen.

Aber dann lockten die schönen Früchte doch, wie die Verkäuferin sagte: „Sehen Sie, ich schneide den Apfel in die Hälfte. Ich esse die gelbe Hälfte und Sie die rote, da kann nichts passieren." Aber als Schneewittchen das Stück vom Apfel in den Mund genommen hatte, wurde ihr so schlecht, dass sie wieder wie tot umfiel.

Als die Zwerge heimkamen, lag Schneewittchen leblos am Fußboden und war totenblass. Die Zwerge weinten und bestellten einen gläsernen Sarg. Sie sollte bei ihnen im Sarg bleiben. Aber als die Zwerge Schneewittchen umdrehten und das weiße seidene Kleid im Rücken zuknöpfen wollten, fiel der Bissen von dem vergifteten Apfel aus ihrem Mund. Sie schüttelte sich ein wenig, richtete sich auf und wollte trinken. Sie trank Milch, und es dauerte nicht lange, da war sie wieder gesund.

Jetzt sollte es aber anders kommen. Als der Zwergkönig sein Gold an einen Prinzen verkaufte, erzählte er die ganze Geschichte von Schneewittchen. Der Prinz kam gleich mit dem Zwergkönig mit. Er konnte sich an der so schönen Prinzessin nicht sattsehen und bat sie, mitzukommen in sein Schloss.

Die Zwerge hatten wohl viel Heimweh nach Schneewittchen. Aber dennoch freuten sie sich, dass Schneewittchen nun auch Königin wurde – die Schönste im ganzen Land. (10)

Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack

So heißt das Märchen, das ich euch jetzt erzählen will. Es war einmal ein Schneider, der hatte drei Söhne, die halfen ihrem Vater beim Nähen. Sie plagten sich ehrlich ab, aber das Geld war immer

sehr bescheiden. Mit dem Bezahlen der fertigen Sachen mussten sie oft lange warten.

Aber einmal gab es doch soviel Geld, dass sie sich eine Ziege kaufen konnten. Die Ziege gab viel Milch, und nun hatten sie Butter und Käse. Das schmeckte dann besser wie trocken Brot. Aber weil der Schneider keine Wiese besaß, musste die Ziege gehütet werden.

Die Söhne taten es abwechselnd, jeder einen Tag. Eine Zeit ging es sehr gut. Der Schneider freute sich sehr zu seiner Ziege. Sie war sehr zahm und lernte das Sprechen. Wenn der Schneider am Abend fragte: „Ziege bist du satt?", dann meckerte sie: „Ich bin so satt, ich mag kein Blatt, mäh mäh mäh."

Doch dann war es sehr heiß und trocken. Das Futter war sehr knapp. Es war am Wegesrand so wenig Gras. Dann hüpfte die Ziege eines Tages über einen kleinen schmalen, ausgetrockneten Graben und kam an den Rand des Friedhofs. Im Schatten der hohen Bäume war das Gras noch nicht so sehr dürre.

Die Ziege fraß sich wohl satt, aber es schmeckte ihr wohl nicht so richtig. Als sie am Abend heimkam, fragte der Schneider wieder: „Ziege, bist du satt?"

Da meckerte die Ziege: „Ich bin nicht satt, ich fand kein Blatt, mäh, mäh, mäh."

Der Schneider wurde sehr böse, beschimpfte seinen Sohn und schlug ihn. – Da lief der Sohn fort.

Am andern Tag musste dann der zweite Sohn die Ziege hüten. Er bemühte sich sehr, dass die Ziege ordentlich fraß.

Als die Ziege dann am Abend heimkam, meckerte sie ihrem Herrn wieder denselben Vers wie am Vorabend: „Ich bin nicht satt, ich fand kein Blatt, mäh, mäh, mäh." Der Sohn, der die Ziege gehütet hatte, wunderte sich und sagte zum Vater: „Die Ziege muss doch satt sein, sie sieht doch so vollgefressen aus."

Aber der Vater war so böse und sagte dann: „Mach und verschwinde, ich mag dich nicht sehen." – Dann verließ auch der zweite Sohn das Elternhaus.

Und als der Jüngste am andern Tag die Ziege hütete, da pflückte er Gras und fütterte die Ziege aus der Hand. Die Ziege hatte einen ganz dicken Bauch und war wirklich satt.

Der Schneider fragte: „Na, Ziege, heut bist du aber wirklich satt?"

„Nein, ich bin nicht satt, ich fand kein Blatt, mäh, mäh, mäh."

Da sagte der Schneider: „Von jetzt ab hüte ich meine Ziege selbst, auch du musst verschwinden." – So machte sich auch der jüngste Sohn auf und davon.

Aber in die Ziege war wohl was Böses gefahren, denn als der Vater am andern Abend die Ziege heimbrachte, war sie wieder dick vollgefressen. Aber als der Schneider fragte: „Bist du satt, Ziege?", meckerte sie denselben Reim: „Nein, ich bin nicht satt, ich fand kein Blatt, mäh, mäh, mäh."

Da merkte der Schneider, dass er seine Söhne unschuldig aus dem Haus gejagt hatte, und war sehr betrübt darüber. Aber nun musste die Ziege raus, am liebsten hätte er sie umgebracht.

Der Schneider dachte viel an seine Söhne, wo die fleißigen Jungs wohl wären. Doch die Söhne waren alle drei gut untergekommen. Alle drei hatten gute Lehrstellen bekommen. Der erste wurde Tischler, der zweite Müller, der dritte Drechsler.

Sie waren alle sehr fleißig und schlossen ihre Lehre mit „sehr gut" ab. Für ihre guten Leistungen bekam jeder vom Meister ein Extra-Geschenk.

Der Tischler bekam einen kleinen Ausziehtisch geschenkt. Und nun kommt das Wunder. Der Tisch sah ganz einfach aus, aber so einen Tisch gibt es in der ganzen Welt nicht. Wenn man sagte: „Tischlein, deck dich!", dann lag ein weißes Tischtuch drauf, und es standen die Speisen drauf, die man sich wünschte: um die Kaffeezeit die schönsten Kuchen und Torten mit Schlagsahne, zu Mittag die allerbesten Braten und Koteletts, was man sich grad' wünschte.

Nun wollte der Sohn eiligst mit dem Tisch zum Vater und dem Vater eine Freude machen. Aber der Weg war weit. Er musste noch einmal in einem Wirtshaus übernachten. Als der Wirt dem späten Gast einen Speisezettel hinlegte, da sagte der Tischler: „Ich ziehe den Tisch lang. Heute will ich Sie alle zum Abendessen einladen. Was essen wir?"

Es wurden die besten Speisen gewünscht, und alle mochten essen, soviel sie wollten. Es schmeckte vorzüglich. Alle bewun-

derten den Tisch. So etwas hatte noch keiner erlebt. Am meisten waren der Wirt und die Wirtin davon überrascht: „Ach hätten wir doch auch solchen Tisch, ach hätten wir ..., ach hätten wir ..."

Plötzlich, als der Tischler schon längst schlief, bekam die Frau einen klugen, aber keinen guten Gedanken. Sie sagte: „Weißt du, lieber Mann, wir haben auf dem Stallboden doch noch so einen ähnlichen Ausziehtisch. Wir vertauschen ihn mit diesem wunderbaren Tisch. Wir werden bald die reichsten Leute der ganzen Welt und brauchen uns nicht mehr irgendwie plagen."

Der Wirt wollte erst nicht, aber dann holte er doch seinen Tisch und vertauschte den herrlichen Tisch mit seinem.

Am andern Morgen brachte die Frau dem Tischler seinen Kaffee nach oben auf sein Zimmer. So schnell wie möglich nahm dann der Tischler seinen Tisch auf den Rücken. Seine Schritte wurden immer eiliger, und bald sah er sein Vaterhaus.

Als er das Haus seines Vaters betrat, war der Vater hocherfreut, dass wenigstens ein Sohn noch wiederkam. Er weinte vor Freude, aber auch dass er seine Schuld wieder gutmachen konnte.

Der Sohn sagte: „Vater, nun haben wir keine Not mehr. Wir brauchen keine Ziege mehr. Sieh Vater, dieses Tischlein ist ein Wundertisch. Wir essen gleich zum Abendbrot." Als er dann sagte: „Tischlein deck dich!", blieb der Tisch so stehen, wie er war, er deckte sich nicht.

Es fiel dann dem Tischler ein, dass der Wirt den Tisch vertauscht hatte. Er war ja nirgends mehr gewesen. So machte er sich am andern Morgen wieder auf den Weg zum Wirt zurück. Unterwegs traf er seinen Bruder mit einem Esel.

Sein Bruder hatte ebenfalls seine Lehre gut abgeschlossen, war ja auch immer sehr fleißig und treu gewesen, und hatte als Dank auch ein extra Geschenk, also diesen Esel, erhalten.

Der Tischler sagte dann: „Was wollen wir mit diesem Esel anfangen?"

„Oh", sagte der Müller, „mit diesem Esel haben wir so viel Geld, wie es kein anderer hat. Wenn ich sage: ‚Esel streck dich!', dann streckt sich der Esel lang, speit Geld, und anstatt Mist kommt so viel Geld, dass man für eine Weile genug hat. Will es dir gleich mal zeigen. Ich habe zwar noch alle Taschen voll Geld,

aber du sollst es gleich sehen." Als der Müller sagte: „Esel streck dich!", blieb der Esel aber still stehen, und es fiel kein einziges Geldstück.

Da merkte auch der Müller, dass es nur der Wirt sein konnte, der ihm den Esel vertauscht hatte. Er musste nun mit seinem Bruder zurück zum Wirt. So machten sich die beiden auf den Weg zum Wirt zurück, denn sie waren, wie sie erzählten, genau bei ein und demselben Wirt gewesen.

Der Tischler erzählte dann von seinem Wundertisch, den auch nur der Wirt vertauscht haben konnte. Sie waren beide sehr erregt und wollten sich ihre Sachen schon wieder zurückholen. Aber es kam anders.

Als sie noch vor Abend auf dem Hof des Wirtes ankamen, stand ihr jüngster Bruder vor der Tür des Wirtshauses. Das war ein freudiges Begrüßen. Wie es so kam – auch dieser wollte hier übernachten. Aber die beiden Brüder sagten zu ihm, wie sie von diesem Wirt betrogen wurden.

„Ach", sagte der Drechsler, „ihr bekommt eure Sachen bestimmt gleich wieder. Seht, diesen Sack mit einem festen Knüppel bekam ich von meinem Drechslermeister. Wenn mir mal jemand zu Leibe gehen, mich schlagen oder berauben will, dann sage ich nur: ‚Knüppel aus dem Sack!' Ihr sollt sehen, was dann passiert. Wenn der Wirt nicht sofort den Tisch und den Esel zurückgibt, lassen wir den Knüppel aus dem Sack."

Sie ließen den Esel draußen angebunden stehen und gingen alle drei herein.

Der Wirt erkannte die beiden gleich wieder und fragte, was sie zu essen wünschten. Das Tischlein wollte er nicht gebrauchen. Die Frau sollte in der Küche was Gutes fertig machen.

Aber der Drechsler, der dem Wirt ja fremd war, sagte: „Komm bitte mal raus, vor der Tür will ich dir was sagen." Sie gingen dann alle hinaus.

Da sagte der Drechsler: „Gibst du Bösewicht nicht sofort das Wundertischlein und den Goldesel wieder, so lasse ich diesen Knüppel" – er zeigte Sack und Knüppel – „auf deinem Rücken tanzen."

Der Wirt lachte erst, aber dann wollte er gar nicht.

Kurz entschlossen sagte dann der Drechsler: „Knüppel aus dem Sack!"

Nun war es passiert. Der Knüppel tanzte auf dem Rücken des Wirtes, dass er stöhnte und rief: „Nehmt eure Sachen, ich will so etwas Böses nie wieder tun.

Der Drechsler sagte dann: „Knüppel in den Sack!" Gleich gehorchte der Knüppel und fiel in den Sack.

Der Tischler bekam seinen Wundertisch, der Müller seinen Goldesel wieder. So zogen die drei Brüder heim zu ihrem Vater. Sie wanderten die ganze Nacht. Bei dem bösen Wirt wollten sie nicht übernachten. Früh am Morgen, als der Vater noch schlief, klopften sie an das Fenster des Schlafzimmers.

Die Freude des lieben Vaters war riesengroß, als er alle drei Söhne sah. Er umarmte und küsste sie und wollte ihnen gleich was zu essen machen.

Aber nun sagte der Sohn: „Tischlein deck dich!" Und sofort gehorchte das Tischlein. Es war weiß gedeckt – mit der schönsten gestickten Decke – und alles, was sie sich wünschten, stand auf dem Tisch: Feines Brot, Butter, Roh- und auch Kochschinken, Spiegelei usw. Sogar Geschirr, Tassen, Teller, Gläser und Besteck. Ich weiß ja auch nicht, was sie sich so wünschten. Was würden wir uns wohl wünschen? Erdbeertorte mit Schlagsahne!

Der Vater kam aus dem Staunen nicht heraus. Als dann der Goldesel so viel Goldstücke hergab, da sagte der Vater: „Wollen wir unsere Tanten und Onkel und die Kinder einladen, die haben 's doch auch so nötig."

So gab es dann noch viele Festtage in dem Hause des einmal so armen Schneiders. Aber nun waren sie die reichsten Leute in der Umgegend. Die guten Söhne haben aber noch viele Arme reich gemacht. Sie lebten nun alle Tage herrlich und in Freuden.

Und was aus der Ziege geworden ist? Soviel ich weiß, soll sie eine arme Frau mit guten Worten wieder zurechtgebracht und sie wieder nützlich gemacht haben. Die Frau hat nicht mehr gefragt, ob die Ziege satt war oder nicht, sondern sie gefüttert, wie es sich gehört. Aber dies mit der Schneiderfamilie ist doch nur einmalig. An dem allen war die dumme Ziege schuld. Aber es sollte sicher so sein. (11)

Der dicke Brei

Da war eine arme Frau. Weil der Mann schon tot war, hatte sie keinen Ernährer. Sie hatte aber ein kleines Mädchen, das war immer so lieb und gut, und die beiden, die hatten sich so lieb.

Aber es war manchmal traurig. Sie hatten so wenig zu essen, und Holz hatten sie auch nicht zum Kochen. Früher war ja noch kein elektrischer Herd, und der Verdienst war auch nicht so, und da mussten sie sich mühsam ernähren. Da musste sie die Kleine immer mitnehmen.

Und im Winter, da hatte sie immer keine Arbeit. Da war das gerade schlimm. Da sagte sie einmal zu der Kleinen: „Weißt du was, du könntest nach dem Wald gehen und ein bisschen Holz holen. Dann könnte ich doch noch ein bisschen kochen. Ich habe kein Holz mehr. Ein paar Kartoffeln hab' ich noch, aber kein Holz mehr."

„Ja, Mutti", sagt die Kleine, „ich gehe in den Wald." Sie war ja erst sechs Jahre. „Ich geh in den Wald, ich bring dir Holz, beide Arme voll, und dann kannst du kochen." Dann sagte sie: „Auf Wiedersehen, liebe Mutti." Und dann ging sie.

Wie sie in den Wald kam, da war alles so kahl, und so sah sie nicht, wo Holz war. Da hatte es geschneit, aber ein paar Stücken sah sie doch. Die kuckten aus dem Schnee raus, und die wollte sie gerade herausziehen.

Da hörte sie mit einmal eine Stimme. Zuerst bekam sie einen Schreck. Aber dann sah sie, da stand ein liebes Mütterchen vor ihr und sagte: „Was suchst du hier?"

„Ach", sagt sie, „wir sind so arm. Wir haben kein Holz, und ich will ein bisschen Holz nach Hause bringen, damit meine Mutter etwas kochen kann und auch die Wäsche waschen kann. Sie ist nämlich schon dabei."

„Ach", sagt die alte Frau, „ich möchte dir gerne helfen. Denn ich habe nämlich ein Wundertöpfchen bei mir, und alle Not ist für euch vorbei, wenn ich dir dieses Töpfchen schenke."

„Ja, ja", sagt die Kleine, „das möchte ich gerne haben. Das möchte ich meiner Mutti bringen. Die würde sich so freuen, und wir könnten dann gleich was essen, wenn das ein Wundertöpfchen ist."

„Ja", sagt die alte Frau: „Das kocht nämlich von selbst. Soll ich es dir mal zeigen?"

Da war noch so ein Baumstamm. Da wischten sie den Schnee ab, und da stellten sie das Töpfchen rauf. Und da sagte die Frau: „Töpfchen koch!" Und mit einmal fing das Töpfchen an zu rasseln und kochte. Und die alte Frau hatte auch einen Löffel bei sich und sagte: „Nun koste mal den schönen Brei!" Und da aß die Kleine von dem schönen Brei, und der schmeckte wunderbar, ganz süß und herrlich.

Da sagte das kleine Mädchen: „Ja, der Brei schmeckt ganz gut."

„Ja, wenn du den Brei gerne isst, dann schenke ich dir das Töpfchen. Aber du musst nachher sagen: ‚Töpfchen steh!' Dann hört es auf zu kochen. Du musst es nicht vergessen: Wenn das Töpfchen kochen soll, dann sagst du: ‚Töpfchen koch!' Und wenn es aufhören soll zu kochen, dann musst du sagen: ‚Töpfchen steh!'"

„Ja, liebe Tante, ich will es nicht vergessen. Ich will es tun. Ich freue mich ja so sehr."

„So, dann schenke ich dir das Töpfchen."

Da nahm das Kind das Töpfchen mit Freuden an, machte einen tiefen Knicks und bedankte sich sehr.

Nicht schnell genug kam es nach Hause zur lieben Mutter und erzählte von ihrem Glück. Die Mutter freute sich auch, sie war hungrig. Und da sagte das Mädchen gleich: „Töpfchen koch!" Gleich kochte das Töpfchen, und sie aßen beide, soviel sie essen mochten, immer wieder und immer wieder.

Aber mit einmal besinnt sich das Mädchen: „Du solltest doch etwas sagen, damit das Töpfchen aufhören soll zu kochen. Was sollte ich wohl sagen, ich weiß das nicht mehr." – „Mutti, ich sollte etwas sagen, ich weiß es nicht mehr."

„Ja", sagt die Mutter, „du musst dich besinnen."

Aber das Töpfchen kochte unaufhörlich den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend. Das Haus war schon ganz voll. Das Mädchen suchte und suchte nach dem Wort, das sie sagen sollte, dass das Töpfchen aufhören sollte mit Kochen, aber sie fand das Wort nicht.

Plötzlich lief sie nach dem Wald, und die Mutter stand alleine da, und die Stube war schon ganz voll Brei. Da machte die Mutter die Türe auf, da war auch schon der Flur voll Brei. Und überall war alles voll Brei.

Und das Mädchen lief nach dem Wald und wollte die Frau suchen, aber sie fand sie nicht mehr. Und das Töpfchen kochte und kochte. Es kochte die ganze Straße voll, es kochte das ganze Dorf voll. Und jeder, der in das Dorf hineinkommen wollte, der musste sich durchessen. (12)

Der Däumling

Ein Mann und eine Frau, die hatten einen kleinen Bauernhof und waren alle Tage ganz froh dabei. Sie arbeiteten täglich, aber eine Sorge drückte sie doch. Sie waren schon einige Jahre verheiratet und hatten kein Kind, und die Frau war so sehr kinderlieb. Wenn sie die Nachbarskinder herumhüpfen und -laufen sah, dann sagte sie immer: „Ach, hätte ich doch auch solch einen kleinen Jungen." Aber das blieb ihr versagt.

Dann saßen sie einmal zu Tisch, und der Mann, der hatte so besonders ausgearbeitete Hände, recht grobe Finger und auch solchen Daumen. Da schaute die Frau den Daumen von ihrem Mann an, und da sagte sie zu ihrem Mann: „Weißt du, wenn ich doch solch ein kleines Kindchen hätte, wie dein Daumen groß, dann würde ich mich schon freuen."

Der Mann lächelte und saß still und sagte kein Wort dazu. Aber es begab sich, dass sie dann doch ein Kind kriegten, und das war so groß wie der Daumen ihres Mannes.

Zuerst waren sie ja recht erstaunt. Aber wie sie das kleine Püppchen nun wickelten und anzogen, war es doch zu süß, wie eine Puppe, aber niedlich, so kleine Fingerchen, so eine kleine Stupsnase, ganz wunderhübsch sah das Kind aus.

Auch die Nachbarskinder, die waren so neugierig, wie sie davon erfahren hatten. Die kamen und wollten das kleine Püppchen sehen. Oh, die jubelten: „So ein süßes Püppchen!"

Der Mann sagte: „Hoffentlich bleibt es nicht so klein, es muss ja größer werden. Aber ein großer Mensch wird es nie werden."

Na, es dauerte eine Weile, ein Jahr, da hatte sich das Kind auch schon entwickelt, aber viel größer war es nicht geworden. Es war und blieb ein kleiner Däumling, wenn auch die Organe etwas vollständiger geworden waren. Aber es blieb der kleine Däumling. Weil er so klein war und vom Daumen herkam, hatten sie ihn ja Däumling genannt. Und so blieb es dann auch.

Nachher konnte der kleine Däumling ja auch laufen. Er musste kleine Schuhe haben, die waren so zierlich klein, und kleine Handschuhe im Winter und ein kleines Mützchen. Ach, die Frau, die hat gehäkelt und gestrickt für den Kleinen.

Die kleinen Anzüge! Er sah immer zu süß darin aus. Alle Menschen freuten sich, wenn sie den kleinen Däumling sahen. Und er lief auch überall rum, in den Gärten, überall. Er konnte auch ein bisschen klettern, auf ganz hohe Bäume ja nicht. Aber er kletterte im Garten auf die Bäume. Und im Stall, im Stall hat er das Vieh sich angesehen.

Das Schönste war, dass er auch sprechen konnte. Das war ja allerliebst, wenn er mit seiner kleinen zarten Stimme sprach. Dann freuten sich alle.

Und die Mutter, die nahm ihn meistens immer mit bei der Arbeit. Er schaute überall zu, und so auch beim Kühe melken. Und manchmal kletterte er auch der Kuh auf den Rücken. Und wenn die Mutter dann gemolken hat und der Vater kam dann auch und sah das Schauspiel, wie der Kleine auf dem Rücken der Kuh saß, dann sagte er immer: „Na, Mutter, du melkst schon wieder die Kühe. Ich weiß einen kleinen Spruch dazu", sagte er: „Stripp strapp strull, ist der Eimer noch nicht voll?"

Ja, dann lachte er, der kleine Däumling, und hat es ein bisschen nachgesprochen. Wenn es auch noch nicht so gut ging, aber er sprach es ein bisschen nach. Er war ja nun schon ein paar Jahre alt. Die Mutter freute sich. Sie freuten sich beide sehr über das Kind.

Ja, dann war die Mutter mit der Milch hereingegangen. Der kleine Däumling saß immer noch auf dem Rücken der Kuh. Plötzlich war eine Fliege bei der Kuh ins Auge gehüpft und piekte die Kuh, und da schlug die Kuh aus und schleuderte den kleinen Däumling ins Heu, das gerade vorn in der Futterkrippe lag. Der

kleine Däumling, der krabbelte und krabbelte. Wahrscheinlich wollte die Kuh ihm noch helfen, dass er raus kam.

Aber die Kuh, die nahm einen Happen Heu und verschluckte den kleinen Däumling mit. Aber Kühe sind ja Wiederkäuer. Da kam der kleine Däumling nicht gleich in den Magen; er kam ja nun bloß so in den Schlunk, wie man sagt. Na ja, was sollte er nun machen? Nun war er gefangen.

Aber er rief, wie die Mutti zum Melken kam, da rief er „Stripp strapp strull, ist der Eimer noch nicht voll?" aus dem Schlund der Kuh.

„Oh", sagte die Mutter, „wir haben dich auch schon soviel gesucht und wussten nicht, wo du warst. Du bist bei der Kuh im Hals. Die Kuh hat dich verschluckt. O mein kleiner Däumling, was machen wir jetzt?"

„Ja", sagte der Vater, „wir müssen jetzt den Hals aufschneiden. Dazu müssen wir aber doch den Tierarzt holen."

Ja, da holten sie den Tierarzt, wenn es früher auch noch nicht so war wie heute. Früher war wohl alles noch ein bisschen primitiver. Aber sie haben doch die Haut von der Kuh am Hals aufgeschnitten. Und der kleine Däumling, der kam rausgehüpft. Dann wurde sie wieder zugenäht und mit Salbe bestrichen. Und das heilte wieder, und die Kuh wurde auch wieder gesund.

Und der kleine Däumling, der sagte: „Aber da geh ich nie mehr wieder hin. Die Kuh, die könnte mich doch wieder verschlucken. Das war dort sehr dunkel und sehr eng. Da geh ich nicht wieder hin. Ich geh lieber in den Garten spielen."

Na, dann hat er das auch so gemacht. Aber bei der Mutti war er doch auch immer. Und er spielte auch schon mit den anderen Kindern. Die Kinder, die wussten Bescheid: er ist klein. Sie haben ihm kein Unrecht getan und haben gerne mit ihm gespielt. (13)

******

Novellen- und Schwankmärchen

Der Alte Fritz und die große Rübe

Der Alte Fritz, der machte manchmal Touren durch die Felder. Er wollte sehen, ob seine Bauern auch fleißig waren. Da kam er an ein Feld, da pflanzte ein Bauer Rüben. Es war ein sehr heißer Tag, hatte auch lange nicht geregnet. Da denkt der Alte Fritz: „Was macht der denn da? Rüben pflanzen tut man doch nur, wenn es regnet."

Da konnte er sich nicht enthalten, er musste dem Bauern eine Rüge sagen, und sagte: „Was machst du denn hier? Rüben pflanzt man nicht bei solchem Wetter!"

„Majestät", sagte der Bauer, der sah sofort, dass es der Alte Fritz war, „Majestät, ich werde tüchtig gießen."

„Da kannst du viel gießen, da wirst du nicht viel ernten", sagt der König.

Das hat dem Bauern nicht gepasst. Er sagte: „Majestät, nachher im Herbst, wenn die Rüben groß sind, werd' ich die größte Rübe von diesem Acker zu Ihnen ins Schloss bringen, dann werd' ich die Rübe ins Schloss bringen."

„Ja, die möchte ich sehen, die wird wohl daumendick sein." Ein bisschen missgestimmt ging der König von dannen, und der Bauer war auch nicht ganz guter Laune.

Aber er hat es sich vorgenommen: „Die werd' ich aber gießen, die Rüben, morgens und abends, und wenn's sein muss, auch mittags noch, die sollen schon ihre Säfte bekommen."

Und da hat er's denn gemacht. Die Rüben, die wuchsen vorzüglich, und dann hat's auch viel geregnet. Die wurden sehr schön. Und das Land passte so gut dazu. Auf jedem Acker kann man ja noch nicht Rüben pflanzen. Und die Rüben, die wurden immer größer, und besonders die eine Rübe, die war sehr groß. Der Bauer hatte seine helle Freude an der großen Rübe. Der dachte: „Die wird es sein, die werd' ich ins Schloss bringen."

Gesagt, getan. Der Herbst kam. Der Bauer putzte die Rübe schön und brachte sie auf dem Ziehwagen ins Schloss. Zuerst wollte die Wache ihn gar nicht da rein lassen mit seiner Rübe.

Aber dann sagte er der Wache, wie die Sache sich verhielt, und dann durfte er rein, Majestät die große Rübe zeigen.

„Oh", sagt der König, „da hast du aber gut gegossen. Du hast aber deinen Acker in Schwung. Wie viel hast du?"

„Vier Hektar", sagt der.

„Wieviel Acker?"

„Vier Hektar."

„Ja", sagt der König, „das ist zu wenig für dich, du kannst eigentlich mehr arbeiten, mehr schaffen. Ich habe gerade jetzt ein Rittergut, das heißt Alt Sattel, das will ich dir schenken. Ich wollte es sonst verpachten, aber wenn ich es dir schenke, dann haben wir mehr Ertrag davon."

„Ja", sagt der Bauer, „dann möchte ich das aber schriftlich haben."

„Jawoll", sagt der König, „mit meinem Stempel: Dir gehört das Rittergut Alt Sattel."

Der Bauer, der zitterte vor Freude. Der Boden, der bebte unter seinen Füßen, so freute er sich. Er denkt: „Was wird bloß meine Frau sagen, wenn ich mit diesem Schein nach Haus komm."

Ja, er nahm ja seinen Wagen, fuhr los und kam auch ganz schnell an, und dann sagte er: „Hier, Mutter, schau mal an, was ich bekommen habe."

„Ach", sagt die Frau, „bloß den Zettel. Ich dachte, du würdest wenigstens 'n Hundertmarkschein bringen."

„Ja, das ist aber mehr wie ein Hundertmarkschein. Das ist auch mehr wie ein Tausendmarkschein. Ich kann dir gar nicht sagen, was der wert ist. Wir ziehen heute noch um."

„Wohin denn?" sagt die Frau.

„Ja, auf ein Rittergut. Du wirst eine Gutsbesitzerfrau, eine gnädige Frau."

Oh, das konnte die Frau bald gar nicht begreifen. Aber sie taten es, sie zogen um.

Der Neid war natürlich groß. Die andern Bauern waren alle viel größer, hatten viel größere Ländereien wie dieser kleine. Die waren so neidisch.

Da sagte die eine Frau zu ihrem Mann: „Weißt du was, wenn der Krebs" (so nannte sich der Bauer; so hieß der Bauer vor

allem) „wenn der Krebs für die Rübe ein Rittergut bekommen hat, dann müssen wir ihm etwas viel Besseres bringen. Ich denke, wir nehmen unseren fetten Bullen, den großen Bullen."

„Ja", sagt der Mann, „das können wir machen. Denn führen wir den Bullen vor."

Na, der Mann, der Bauer, der nahm denn den Knecht mit, und denn führten sie mit dem Bullen zum königlichen Schloss. Na, den Bullen konnten sie ja nicht hereinbringen ins Schloss. Da baten sie den König, er möchte kommen und den Bullen anschauen. Und den Bullen möchte der Bauer ihm schenken.

Na, der König kam. „Ja", sagt er, „das ist ein feiner Bulle, gefällt mir sehr. Hast mir ein gutes Geschenk gemacht, ich freu mich sehr dazu. Was willst du denn dafür haben?"

„Ach", sagt der Bauer, „ich schenk, was ich schenk, das schenk ich."

„Ja", sagt der König, „Majestät nimmt nichts geschenkt. Ich will dir auch ein Geschenk machen. Der Bulle bleibt ja hier, und du kommst herein. Ich will dir ein Geschenk einpacken." Und da packte der König dem Bauern die große Rübe ein und sagte: „Diese Rübe schenk ich dir. Die ist teurer wie der große Bulle. Diese Rübe hat mir das Rittergut Alt Sattel gekostet."

So geht es dem Menschen, der neidisch ist. Es war doch bloß purer Neid. Er dachte: „Wenn der das bekommen hat, muss ich es auch."

Muss ich alles haben wie der andere? Nein, ich muss immer zufrieden sein mit dem, was ich habe. (14)

Doktor Allwissend

Vor vielen Jahren lebten in einem Dorfe ein Mann und eine Frau. Sie hießen Anton Krebs und seine Frau Margarete. Kinder hatten sie keine. Sie hatten aber eine Ziege, die viel Milch gab. Davon machten sie Butter und Käse. Geld hatten sie wenig, aber sie wurden immer satt.

Eines Tages wurde die Frau Margarete sehr krank. Sie hatte viel Schmerzen im Rücken und hohes Fieber. Die Nachbarn hatten ein Pferd und einen Wagen und holten für die Frau Krebs

einen Arzt aus der nächsten Stadt. Der Arzt brachte gute Medizin mit, und bald wurde die Frau Krebs wieder gesund.

Aber der Arzt musste nun bezahlt werden, denn es gab noch keine Krankenkasse. Die armen Leute hatten aber kein Geld. Es ging nicht anders, als dass sie ihre Ziege verkauften. Drei Taler sollten sie dem Arzt bezahlen; die Ziege hatte auch drei Taler eingebracht.

Anton Krebs brachte dem Arzt das Geld grad' um die Essenszeit. Da war der Tisch mit vielen guten Speisen gedeckt. Als Anton Krebs das alles sah, da sagte er so halblaut vor sich hin: „Wär ich man ..., hätt ich man ..., wär ich man ..., hätt ich man ..." Das sollte heißen: Wär ich man ein Arzt und hätt ich man soviel Gutes zu essen."

Der Arzt sagte dann zu Anton Krebs: „Sie können auch Doktor sein. Wenn Sie heimkommen, nehmen Sie ein Brett, pinseln es fein an und schreiben auf dieser Tafel: *Hier wohnt der Doktor Allwissend*. Dann graben Sie zwei Pfähle ein und befestigen diese Tafel."

Anton Krebs machte es alles so, wie ihm der Arzt gesagt hatte. Bald konnte man das große Schild vor dem Hause von Krebsen sehen. Das Schild sah hübsch aus, weiß angestrichen und mit großen roten Buchstaben: *Hier wohnt der Doktor Allwissend*.

Die Leute, die vorübergingen, wunderten sich, wenn sie das lasen: *Doktor Allwissend*. Sie fürchteten sich beinahe.

Doktor Allwissend, so nannte sich nun der arme Mann, der doch in Wirklichkeit Krebs hieß. Die beiden zogen nun auch immer ihre Sonntagssachen an. Aber was nützte das alles. Sie hatten doch wenig zu essen.

Eines Tages konnte man in der Zeitung lesen, die Geldkassette oder der Geldschrank sei beim König aufgebrochen und alles Geld gestohlen. Derjenige, der die Räuber fand, sollte eine hohe Belohnung erhalten. Die guten Nachbarn von Doktor Allwissend haben dann an den König ein Telegramm geschickt: *Hier im Dorfe wohnt Doktor Allwissend – Altpernickenthal*.

Noch am selben Tage kam ein prächtiger Wagen vor das Haus von Doktor Allwissend vorgefahren, vier Pferde waren angespannt. Damals gab es noch keine Eisenbahn. So hatten die bei-

den eine herrliche Fahrt durch Wiesen und Wald bis zum Königsschloss. Es war schon Abend geworden, das ganze Schloss war ganz hell erleuchtet.

Oh, wie staunten die beiden. Sie wurden in das Schloss geführt. Sie wurden schon ganz ängstlich, wenn es auch immer hieß „Herr Doktor Allwissend, Frau Doktor Allwissend". Sie wussten ja weiter nichts, als dass sie in Wirklichkeit Anton Krebs und Margarete Krebs hießen.

Zuerst kamen sie in ein kleines Zimmer. Da standen zwei Stühle und ein Tisch. Auf dem Tisch stand eine kleine Schüssel. Die war fest zugedeckt. Nun sollten Doktor Allwissend und seine Frau sagen, was in der Schüssel war.

Sie wurden traurig, weil sie es nicht wussten. Er sagte nur seinen Namen vor sich hin: „Armer Anton Krebs." Und Frau Margarete sagte immer wieder: „Armer Krebs." Das war ein Zufall: Denn in der Schüssel war ein Krebs drin.

Der König sagte: „Ja, in der Schüssel ist ein Krebs drin", und nahm den Deckel ab.

Das war sehr gut abgegangen. Der König wusste ja gar nicht, dass Doktor Allwissend Anton Krebs hieß. Er dachte bloß immer an Doktor Allwissend.

Das war der erste Akt.

Nun sollten Doktor Allwissend und seine Frau erst mal gut aufgenommen werden. Sie wurden in ein feines Zimmer gebracht, wo der Tisch wunderbar gedeckt war. Oh, wie staunten die beiden.

Drei Diener sollten die Speisen auftragen, also drei Gänge Essen. Als der erste Diener kam, sagte Doktor Allwissend: „Frau Margarete, dies ist der erste." Er meinte: der erste Gang.

Als das der Diener hörte, wurde er ganz blass und erschrak sehr, denn er war der erste Räuber. Als er zu seinen Kollegen kam, sagte er ganz leise: „Doktor Allwissend hat schon gesagt, dass ich der erste bin. Er weiß wirklich alles."

Als die beiden mit dem ersten Gang Essen fertig waren, kam der zweite Diener und brachte den zweiten Gang Speisen. Da sagte Doktor Allwissend wieder zu seiner Frau: „Margarete, das ist der zweite."

Da zitterte auch der zweite Diener. Als er zu seinen Kollegen kam, sagte er: „Ja, der Doktor Allwissend wusste, dass ich der zweite Räuber bin."

Da beschlossen die drei Diener, die ja die Räuber waren, den Doktor Allwissend zu bitten, es nicht dem König zu sagen. Sie wollten ihm viel Geld geben, er sollte schweigen.

So ging der dritte Diener mit dem dritten Gang Speisen zu den beiden rein. Und wieder sagte Doktor Allwissend: „Margarete, dies ist der dritte."

Da bat der Diener Doktor Allwissend zu schweigen und bot ihm viel Geld an. Da war Doktor Allwissend froh, dass auch dieser Zufall so gut ausgefallen war.

Der König kam und fragte dann Doktor Allwissend, ob er eine Ahnung hätte, wer die Räuber wären.

„Ja", sagte er, „es sind die drei Diener des Königs." – Die wurden dann eingesperrt.

Aber Doktor Allwissend bekam eine große Belohnung. Er hatte keine Not mehr. Nun war er nicht mehr der arme Krebs, sondern in seinem ganzen Leben der Doktor Allwissend. (15)

Hans im Glück

Da war ein Junge. Als er noch zur Schule ging, da sagte er manchmal: „Wenn ich groß bin, dann werde ich viel Geld verdienen. Dann gehe ich zu einem Bauern, und da werde ich jeden Groschen festhalten und werde mir viel Geld verdienen, bis ich auch ein Bauer werde."

Sein Vater, der lachte manchmal und sagte: „Oh, das dauert aber lange, eh du ein Bauer wirst. Da musst du aber viel sparen."

„Ja, das werde ich machen", sagte er.

Na, er war kaum erwachsen, da ging er auch schon zum Bauern in den Dienst, und der Bauer gab ihm auch immer redlich sein Geld.

Er hatte schon einige Jahre bei ihm gedient und hatte schon 'n ganz schönen Klumpen Geld. Damals war das vielleicht noch nicht so, dass man das Geld auf die Bank gab. Er hatte es immer eingewickelt im Tuch und eingeknotet und unter sein Kopfkissen

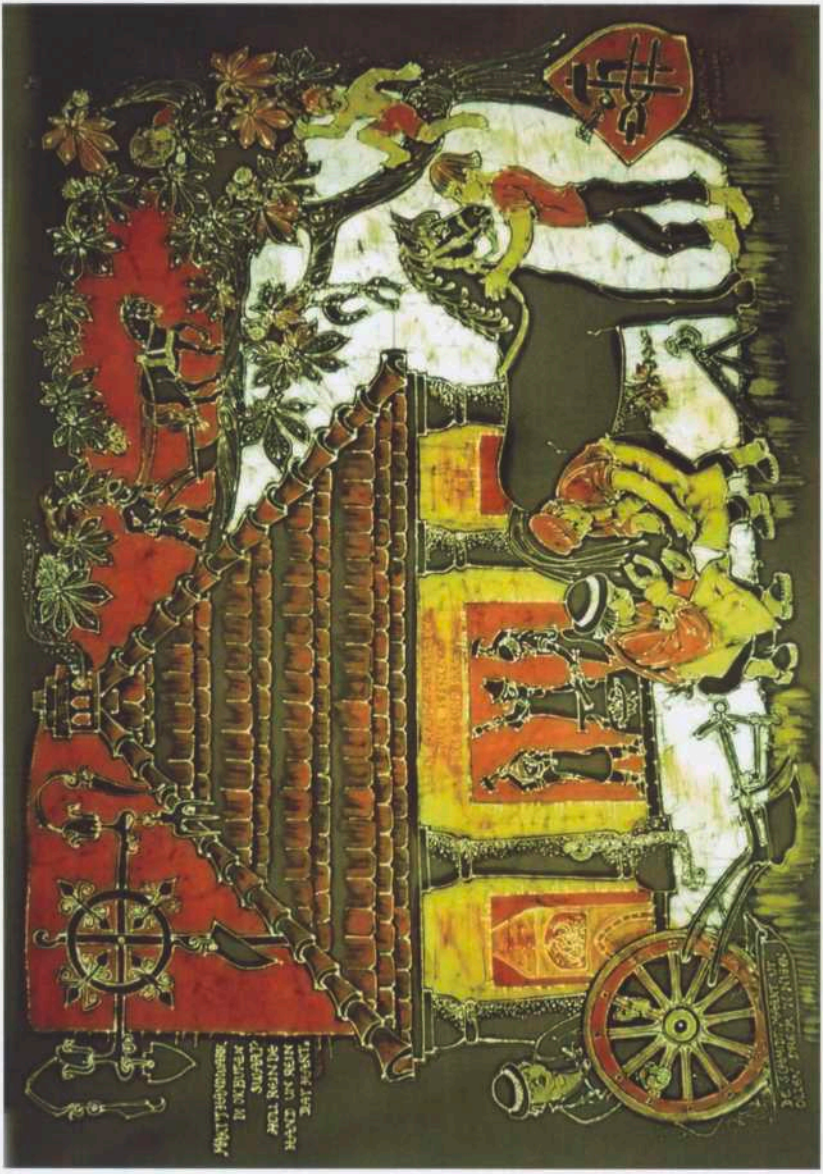


Abb. 6: Auch die Pferde auf den Bauernhöfen mussten von Zeit zu Zeit neue Hufeisen haben und wurden dann in die Schmiede zum Beschlagen gebracht.

gelegt und hat sich immer jeden Tag gefreut über sein gespartes Geld.

Aber er blieb noch ein paar Jahre weiter. Er musste noch mehr Geld haben. Er musste dreihundert Taler haben. Das war so schön. Da freute er sich aber.

Dann aber hat er dem Bauern ade gesagt und sagte so: „Nun werde ich selbst mein Glück versuchen."

„Ach", sagte der Bauer, „für das Geld kriegst du noch nicht viel. Einen Bauernhof kriegst du noch nicht dafür. Du kannst ruhig noch länger bleiben bei mir."

„Nein", sagte er, „erst will ich mir mal ein Pferd kaufen. Euer Sohn, der reitet immer so schön auf einem Pferd. Ich will auch auf einem Pferd reiten. Hier muss ich ja doch bloß immer arbeiten, hier darf ich doch nicht reiten."

Na gut. Der Bauer sagte: „Ich verkauf dir ein Pferd, wenn du willst."

Ja, er willigte ein.

„Wenn du mir die dreihundert Taler gibst, dann kriegst du ein Pferd."

Er war einverstanden. Er ging vom Bauernhof und kaufte ein Pferd. Aber er hatte ja keine Ahnung vom Reiten. Das will ja auch verstanden sein. Und so fing er dann eines Tages an, erst ganz langsam. Ach so, der Bauer hatte ihm ja auch noch einen Sattel gegeben, und da saß er ja so ungeschickt drauf. Und eines Tages, da fing er an und ritt die Straße entlang, langsam, im Schritt. Aber das Pferd war ungeduldig, weil er das nicht verstand, weil er ihm zu fest die Zügel hielt. Und wie er dann noch nachfasste, da war das Pferd so ungeduldig. Da warf ihn das Pferd ab, und da hat er sich den Kopf blutig geschlagen.

Da mochte er das Pferd mit einmal nicht mehr leiden. Da sagte er: „Nein, das Pferd muss ich verkaufen, das kann ich nicht leiden." Ja, wer kauft ihm das Pferd ab? „Ach", denkt er, „vielleicht kann ich auch das Pferd vertauschen, vielleicht kriege ich dann auch noch ein bisschen Geld zu."

Na ja, er vertauschte das Pferd, und zwar kam da einer an mit einer Gans. Aber da war er nicht einverstanden, da war er noch nicht einverstanden mit der Gans. Das war ihm doch zu billig. Da

sagte er: „Wenn's wenigstens eine Kuh wär, aber eine Gans, das ist zu wenig."

Ja, da kam noch einer mit der Kuh angegangen. Da sagte er: „He, würden Sie mir das Pferd umtauschen mit der Kuh?"

„Ja", sagt der Bauer, „ich tausch es um."

„Das Pferd hat mich abgeworfen, und ich hab' soviel Schmerzen im Kopf, ich kann das Pferd nicht mehr leiden."

„Ja", sagt der Bauer, „die Kuh, die ist friedlich. Und außerdem ist das besser mit der Kuh, da hast du noch Milch und Butter. Du musst aber das Melken lernen."

„Ach, das verstehe ich", sagt er. „Ich bin ja so viel Jahre bei dem Bauern gewesen. Melken kann ich. Ich kann auch Butter machen und alles."

Ja, und dann tauschten sie; und der Hans, der wanderte mit seiner Kuh ab. Aber die Kuh, die will auch Futter haben, und Hans hatte kein Futter. Und wenn die Kuh nicht viel Futter bekommt, nicht genug Futter, will ich mal sagen, dann gibt sie auch nicht die richtige Milch, nicht genug Milch.

Und Hans dachte, die Kuh muss so viel Milch geben wie bei dem Bauern, wo er war. Und da zog er wohl ein bisschen sehr an den Strichen, und da wurde die Kuh ungeduldig, schlug ihn und kippte ihn mit seinem Eimer um. Da war der Hans böse und dachte: „Nein, das Rindvieh kann ich auch nicht gebrauchen. Da wäre wohl besser eine Gans."

Na, und es bot sich auch die Gelegenheit, dass er den Tausch mit der Gans machte. Nun hat er die Gans. Oh, das war ein schönes Tier. Er wanderte mit der Gans unterm Arm herum. Aber plötzlich wollte die Gans nicht immer mehr so eingesperrt unterm Arm sitzen. Sie zog sich immer ein bisschen unter dem Arm vor. Und mit einmal kamen sie vor einen Brunnen.

Da sagte der Hans: „Na, ruh dich hier ein bisschen aus!" Und die Gans war ganz schwindlig von dem Tragen und vom Unbehagen, wie's erst passierte. Sie sah nicht, dass der Brunnen offen war, und sie fiel in den Brunnen rein. Das mochte der Hans nicht, die Gans noch aus dem Brunnen holen. Er ging nach Hause.

Da sagte sein Vater: „Was hast du nun? Hast du denn gar nichts?"

„Ja", sagte er, „ich hatte eine Gans, aber die ist in den Brunnen gefallen."

„Och", sagte der Vater, „die werden wir mal rausholen."

Da holten sie die Gans raus aus dem Brunnen.

Aber er sagte: „Die Gans mag ich auch nicht mehr leiden."

„Na", sagte der Vater, „dann geh man wieder arbeiten!"

„Ach nein", sagte er, „ich muss mit der Gans noch wieder weiter handeln." Da nahm er die Gans wieder unter den Arm, und da traf er einen Scherenschleifer.

Der Scherenschleifer sagte: „Was machst du denn hier mit der Gans?"

„Ach", sagt er, „ich will sie vertauschen."

„Was willst du denn dafür haben?"

„Ich weiß auch nicht", sagt er. „Sehr viel kann ich gar nicht gebrauchen. Ich bin all das Vieh schon durch." Und er hat ihm die ganze Geschichte vom Bauern erzählt.

„Na", sagte der Scherenschleifer, „weißt du was, ich geb' dir meinen Schleifstein. Da kannst du viel Geld mit verdienen. Dann brauchst du nicht zum Bauern gehen. Nimm den Schleifstein!"

Gut. Hans nahm den Schleifstein, und der Scherenschleifer, der zog mit der Gans fröhlich seine Straße und dachte schon an den Gänsebraten.

Der Hans, der war froh mit seinem Schleifstein. Aber der Scherenschleifer, der hat ihm gesagt: „Du musst den Schleifstein von Zeit zu Zeit mal ein bisschen anfeuchten, sonst wird der Stein zu hart."

„Ja", sagte er, „ich geh an den Brunnen. Ich weiß ja, wo die Gans drin war, da geh ich hin."

Ja, dann ging er hin mit dem Stein und wollte ihn ein bisschen anfeuchten. Da fiel ihm der Stein in den Brunnen. Aber mit dem Stein war es nicht so wie mit der Gans. Der Stein war nämlich zerschmettert, der war zu gar nichts mehr zu gebrauchen.

Nun stand der Hans da. All sein vieles Geld war weg. Wie kam das eigentlich, dass er das so machte? Es war nur Neid. Er beneidete den Bauern, er wollte auch reiten.

Man muss in dem haushalten, wo man ist, und nicht immer bloß sehen, dass man immer den andern beneidet, und auch das

haben wollen, was der andere hat. Man muss zufrieden sein mit dem, was man hat, und fleißig sein, dann kommt das andere von selbst. (16)

Hans und Franz

Auf einem Bauernhof, da lebten der Bauer, seine Frau und zwei Söhne. Die Söhne hießen Hans und Franz. Auf einem Bauernhof, da ist ja auch bekanntlich Vieh, Kühe, Schafe, Schweine und alles mögliche Viehzeug. Und im Sommer wurden ja die Schafe und die Kühe gehütet. Die Söhne haben dann wochenweise das Vieh gehütet, eine Woche der Hans, die andere Woche der Franz; so wechselten sie sich ab.

Der Franz war der Ältere, der war aber geistig nicht so ganz auf der Höhe. Er kam in der Schule nicht mit. Dagegen der Hans, das war ein sehr gescheiter netter Junge. Der Franz war auch oft so bösartig, aber zum Hüten war er ja zu gebrauchen.

Nun, dann musste eines Tages der Hans gerade das Vieh hüten, und der Franz, der brachte ihm das Mittagessen. Denn der Hans konnte ja vom Vieh nicht weggehen.

Und die Mutter hatte des Morgens schon gesagt: „Heute gibt es große Klöße." – Die aßen sie alle so gern.

Auf dem Bauernhof wurden überhaupt viel Klöße gegessen. Die Mutter kochte nackte Klöße, Schneideklöße, Nierenklöße und alle Arten von Klößen, und die aßen sie alle so gerne. Auch an diesem Tag, wo der Franz das Essen hinbringen musste, gab es große Klöße, faustgroße Köße, und die waren auch so schön mit Zucker und Zimt.

Der Franz hat sich erst mal gut sattgegessen. Und dann hat die Mutter die Klöße verpackt, und er muss dann mit seinem Paartopf die Klöße zu seinem Bruder bringen.

Unterwegs spielte er noch, obwohl er erwachsen war, mit Schmetterlingen. Manchmal sah er auch noch 'n Frosch, wenn er über die Wiesen ging. Den mochte er dann zertreten, obwohl der Vater das verboten hatte. Aber er war eben oft nicht so, wie er sein sollte.

Nun ja, nun ist er ein Stück gegangen, und er hatte noch nie etwas vom Schatten gehört. Das war so schöner Sonnenschein,

und da begleitete ihn sein eigener Schatten. Er kuckt. „Noch nie ist ein Mensch hier über die Wiesen mit mir gegangen, und jetzt kommt hier einer?" Und er sagt zum Schatten: „Wo willst du hin?"

Der Schatten antwortete ihm ja nicht.

Er spricht wieder: „Wo willst du hin? Wir können doch zusammen gehen."

Der Schatten antwortete nicht.

Franz wusste ja nicht, dass der Schatten nicht sprechen konnte, dass er nicht ein Mensch war. Zuletzt wurde er böse. Er sagte: „Warum antwortest du mir nicht? Ich verhau dich!" Und er stand still und stampfte mit dem Fuß. Der Schatten stampfte auch. Na, dann war er aber doch böse und sagte: „Hätte ich hier nur einen Stein, ich würde dich sofort mit dem Stein werfen." Aber er besann sich und dachte: „Ach, du hast ja die Klöße im Topf. Wirf dem Mann mal einen Kloß an den Kopf, dann wird er sich vielleicht besinnen."

Er wirft einen Kloß, der Schatten wirft auch. Er wirft den zweiten, er wirft alle zwölf großen Klöße. Der Schatten hat auch immer wieder geworfen. Zuletzt war er böse und hatte keine Klöße mehr. „Was soll ich jetzt bloß anfangen?" sagte er, ging weiter und war ganz verzagt, kuckte aber immer noch auf den Mann, dass er so hässlich war und sich gar nicht um ihn kümmerte.

Da musste er noch über eine Brücke gehen, über eine kleine Brücke. Da überfiel ihn plötzlich eine Angst. Er dachte: „Dieser Mann, der wird dich jetzt ins Wasser werfen." Auf der Brücke fing er an zu schreien, an zu jaulen und zu schreien.

Sein Bruder war gar nicht mehr weit ab auf der Weide. Der kam ihm entgegengelaufen und sagte: „Franz, was ist dir bloß?"

„Ach", sagte der, „siehst du nicht, der Mann, der hat mich immer bedroht, und ich hatte soviel Angst, dass er mich ins Wasser werfen wird über die Brücke."

„Ach", sagte der Hans, „wie kommst du eigentlich darauf? Das ist doch dein Schatten, das ist doch kein Mensch", sagte er. „Nein, das ist dein Schatten, der tut dir nichts. Na, dann will ich erst mal essen", sagte der Hans.

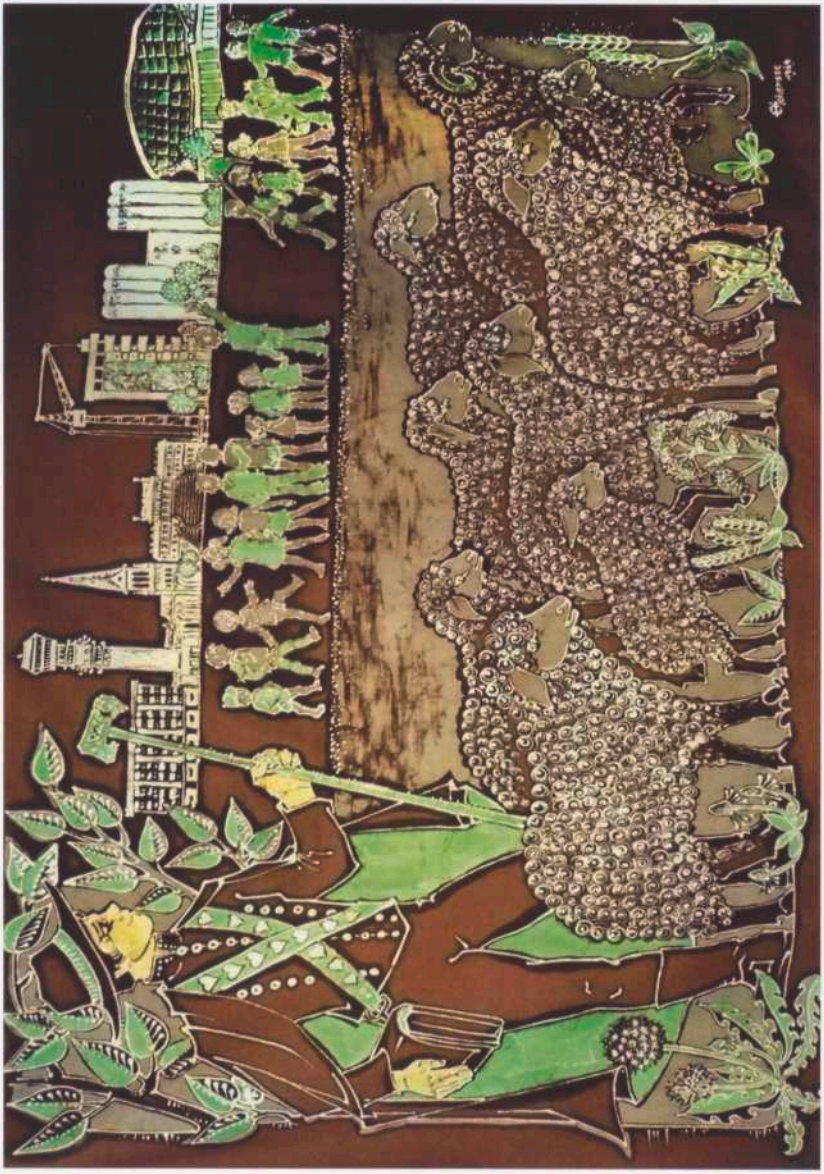


Abb. 7: Ein Schafhirte mit seiner Herde unweit einer Stadt

„Ja, ich habe ihm all die Klöße an den Kopf geworfen."

„Aber Franz, wie kannst du das? Ich hab' solchen Hunger. Was soll ich jetzt machen. Ja, dann muss ich nach Hause gehen. Dann musst du das Vieh jetzt solange hüten."

„Ja ja, das will ich tun", sagte der Franz dann.

„Aber", sagt der Hans, „pass auf, dass das Vieh so ziemlich alles auf dem Haufen bleibt, sonst, ich weiß, du lässt das Vieh immer weglaufen. Wie oft hat der Vater schon gescholten, dass du das Vieh hast weglaufen lassen. Behalte es schön auf dem Haufen!"

„Ja ja", sagt er, „ich werd' schon."

Na, und der Franz hatte immer ein Taschenmesser bei sich. Das hatten eigentlich beide. Die schnitzelten dann immer unterwegs. Stöcke machten sie sich, bunte Stöcke oder Pfeifen oder was sie da alles machten. Und nun hatte der Franz ja auch das Taschenmesser.

Der Franz hatte schon einmal gesehen, wie der Vater ein Schaf geschlachtet hat. Und da fiel ihm ein: „Ach, ich soll die Schafe alle auf dem Haufen halten. Ich werde das man so machen wie mein Vater. Ich werde die Schafe schlachten."

Die Schafe sind ja bekanntlich sehr geduldig und lassen sich ja auch viel gefallen. Und da hat er erst das erste Schaf genommen und hat es gestochen und hat es geschlachtet. Er hat es hingelegt, und die anderen liefen ja nun weg, vor lauter Angst und Furcht. Aber es kamen doch immer noch welche ran, und da hat er schon einen ganz kleinen Haufen gehabt, wie der Hans wiederkam.

Da schlug der Hans beide Hände zusammen und sagte: „Aber Franz, was hast du jetzt gemacht? Du hast ja die Schafe geschlachtet!"

„Ja, ich sollte sie ja auf dem Haufen halten", sagte der Franz.

„Nun geh bloß nach Hause und versteck dich! Geh' ja nicht aufs Feld. Wenn du das dem Vater sagst, dann bekommst du viel Schläge."

„Och", sagte der Franz, „dann gehe ich in den Wald und versteck mich."

„Ja, geh lieber und versteck dich. Vielleicht können wir die Schafe noch verkaufen an eine Schlachterei." – Aber der Hans hat

noch zum Franz gesagt: „Wenn du dich im Wald verstecken gehst, dann musst du aber nicht die Tür auflassen. Dann musst du zuschließen, damit keiner reingeht."

„Ja", sagte der Franz.

Na ja, der Franz geht nach Hause. Vater und Mutter waren schon aufs Feld. Sie hatten augenblicklich die Tür noch aufgelassen.

Er kam nach Hause, er findet keinen Schlüssel. Da denkt der Franz: „Ach, den Schlüssel hast du nicht. Nimm die Tür aus den Angeln und nimm sie mit in den Wald, dann brauchst du nicht zuschließen." Er nimmt die Tür auf den Rücken. Sie war ziemlich schwer, aber er war schon siebzehn Jahre, er schaffte sie.

Er kam in den Wald, schob die Tür auf den Baum, und dann kletterte er auf den Baum. Er hat auch noch daran gedacht, sich eine Flasche Kaffee mitzunehmen und ein Stück Brot. Er wollte ja nicht hungrig die Nacht zubringen. – Na ja, nun sitzt er ja auf dem Baum. Es wird nachher dunkel.

Vater und Mutter waren ja natürlich sehr traurig, aber sie suchten ihn dennoch, sie liebten ihn dennoch, wenn er auch die Schafe geschlachtet hatte. Sie suchten ihn, sie fanden ihn nicht. Sie dachten ja nicht, dass er auf 'n Baum geklettert ist. Na ja, und er meldete sich nicht.

Es wurde spät abends. Er mochte nicht essen. Er hatte Angst. Er dachte, es könnte doch jemand kommen, weil er das doch nicht gewöhnt war, im Wald zu übernachten. Na, und dann konnte er auch nicht einschlafen. Er musste auch die Tür festhalten.

Und in der Nacht, da hört er plötzlich ein Geräusch. Ihm wurde bange. Da sah er, dass da Männer mit Licht kamen, mit kleinen Laternen. Die spreizten eine Decke unter dem Baum aus. Er kuckt. Oh, was machen die? Die haben so viel Geld, die zählen ihr Geld auf der Decke, schütten aus einem Beutel das Geld erst aus, und dann zählen sie das.

„Oh, hätte ich man was davon, dann würde ich Vatern das Geld geben, und dann würde er nicht mehr schelten. Was machst du bloß, dass du zu dem Geld kommst?" Er besinnt sich, denkt: „Nimm man deine Flasche und gieß sie aus." Und gießt sie den Leuten auf den Kopf.

Er gießt ein paar Tropfen. Die wissen gar nicht, von wo das Wasser kommt, die Räuber. Sie staunen, von wo kommt das Wasser, stehen auf und kucken. Aber sie konnten die Tür nicht sehen, so hell war ihr Licht nicht.

Na, wie sie alle so stehen, da lässt der Franz die Tür runterfallen. Das sahen die Räuber, dann liefen sie weg. Da sagten sie: „Hier kommt ein großes Ungetüm vom Baum runter!" Und liefen weg und ließen alles stehen und liegen. Sie nahmen ihre Laternchen und liefen weg.

Darauf hatte der Franz ja bloß gewartet. Da kletterte er eiligst vom Baum herunter und steckte sich alle Taschen voll. Ach, da entdeckte er noch einen Beutel. Da nimmt er all das Geld und den Beutel und dann seine Tür auf den Rücken und dann nach Hause.

Und wie er nach Hause kommt, da brennt noch Licht zu Hause. Vater und Mutter waren so traurig um ihn.

Und dann sagte Franz: „Vater, schimpf man nicht. Ich habe Geld genug gebracht für die Schafe. Das reicht, du kannst dir wieder Schafe kaufen."

„Ja", sagte der Vater, „das werde ich tun. Mir ist es gar nicht mehr so um die Schafe zu tun, mein Sohn. Ich freue mich, dass du wiedergekommen bist. Wir haben dich so gesucht. Aber das musst du mir versprechen, dass du niemals wieder Vieh schlachtest."

„Nein, das tue ich auch nicht mehr. Das war auch so hässlich, wie ich das Blut laufen sah. Ich tu es wirklich nicht mehr wieder. Ich will lieber mit Stöcken spielen und Stöcke schneiden, aber nicht mehr Schafe schlachten."

Na, und dann packte der Junge ja das Geld aus und legte den ganzen Tisch voll Geld. Oh, was hatten die jetzt für Geld. Sie konnten ihren Bauernhof vergrößern und ein Auto kaufen. Und da konnte der Franz mit dem Hans im Auto fahren. Sie konnten sich auch einen Hütejungen halten; sie brauchten auch nicht mehr das Vieh hüten. Der Franz, der mochte überhaupt nicht gerne hüten, weil ihm das Vieh weglief. Der Hans ja noch eher, der war ein Tierfreund. Aber es ging ihnen gut bis ans Ende, denn sie hatten ja viel, viel Geld. (17)

Legenden

Die drei Wünsche des Armen und des Reichen

Vor alter Zeit, als der liebe Gott noch auf Erden wandelte, machte er oft große Reisen, ist umhergezogen und hat den Menschen wohlgetan.

Eines Tages hatte er so eine lange Reise gemacht, dass er es nicht mehr bis nach Hause schaffte. Er war so müde und hungrig und dachte: „Heute musst du irgendwo übernachten." Da sah er auch schon ein schönes großes Haus, hell erleuchtet. Ein Fenster stand auf. Da machte er sich da heran an die Pforte zum Hof.

Wie die Leute aber die Pforte klappern hörten, da ging die Frau ans offene Fenster und sagte: „Wer ist denn da?" Sie sah, dass er da so ähnlich wie ein armer Handwerksbursche dastand. Der Herr hatte ja Knechtsgestalt angenommen und sah ja nicht aus wie ein Herr. Er sah ja aus wie ein Knecht. Da sagte die Frau: „Nein, mit solchem Gesindel geben wir uns nicht ab. Nein, da müssen Sie schon zu Ihresgleichen gehen."

Der Herr entschuldigte sich, wünschte ihnen trotzdem noch eine gute Nacht und ging von dannen. Aber er brauchte nicht mehr weit zu gehen. Gleich in der Nachbarschaft war eine kleine Hütte. Die war sehr klein, nur ein Zimmer und Küche. Scheinbar hatten die Leute sich das Häuschen selbst gebaut, und dann noch einen kleinen Stall, der stand draußen.

Zuerst wollte der Herr schon gar nicht anklopfen. Er dachte: „Hier ist doch alles viel zu klein. Da hab' ich wohl nicht mehr Platz." Aber er klopfte an und dachte: „Und wenn ich sitzen bleib' auf 'm Stuhl, aber ich bin doch unter Dach."

Er klopfte an. Da kam die Frau freundlich entgegen und sagte. „Ach, du bist wohl sehr müde. Komm zu uns herein! Komm, nimm erst mal Platz!"

„Ja, und durstig bin ich auch."

„Ja, du sollst auch zu trinken bekommen." Sie ging und holte ein Glas Milch. Da labte sich der Herr dran und freute sich und fühlte sich schon ganz anders. Er wollte zuerst gar nicht sein Vorhaben vorbringen, dass er noch übernachten möchte.

Aber die Frau sagte: „Habt Ihr es noch weit nach Hause?" Sie hat ja nicht gewusst, wer er war.

Er sagte: „Ja, ich hab' es noch weit. Ich wollte ja bei den Nachbarn übernachten, bei den Leuten dort. Aber die haben scheinbar keinen Platz, und sie mögen auch arme Leute nicht leiden."

„Das wissen wir", sagt der Mann, „uns mögen sie auch nicht."

Da sagte der Herr: „Wenn ihr ein Plätzchen für mich habt auf dem Hocker, denn will ich hier sitzen bleiben die Nacht."

„Nein", sagt die Frau, „soweit kommt's noch. Du schläfst im Bett, und wir machen uns eine Spreu in der Küche, und wir schlafen in der Küche. Du musst dich ordentlich ausruhen. Du siehst ja so müde aus. Und jetzt geh ich uns noch ein schönes Abendbrot machen."

Sie ging in die Küche und machte 'n schönes Abendbrot, machte die Milch warm, und hatte noch 'n Stück Butter, auch Käse. Sie hatte ja eine Ziege. Und von der Ziege, von der Ziegenmilch, bereiteten sie dieses alles zu.

Unterdessen hatte der Mann Waschwasser gebracht. Da konnte der Herr sich den Staub abwaschen, auch von den Füßen. Oh, dann war ihm schon ganz anders zumute. Dann war er nicht mehr so müde und so.

Da haben sie orndlich schön Abendbrot gegessen und ganz schön erzählt.

Die Frau, die sagte dann: „Na, dann erzählt euch man noch beide, ich werde schon das Bett fertig machen." Hat sie reine Bettwäsche geholt und alles schön sauber überzogen. Ach, das sah alles richtig schön aus!

Als der Herr dann ins Bett ging schlafen, ach, da freute er sich sehr: Alles so sauber und so schön, ach, da ist er auch bald eingeschlafen.

Und die alten Leute, die holten sich ein Bündel Stroh zur Küche herein, legten das auf den Fußboden, darüber spreizten sie eine Decke, und dann nahmen sie sich noch eine Decke und deckten sich zu. Und dann gingen sie auch zur Ruh und haben noch wunderschön geschlafen und träumten so schön. Sie träumten so etwa von einem neuen Haus und allerhand. Aber sie wussten dann selbst nicht, was es da richtig gewesen war.

Jedenfalls waren sie so glücklich, dass sie den Mann dort aufgenommen hatten, der am Morgen so frisch und ausgeruht aussah.

Dann haben sie schnell das Stroh beiseite geschafft und die Küche sauber gemacht. Die Frau hat die Ziege gemolken und wieder schöne Ziegenmilch auf den Tisch gebracht. Käse hatte sie nun nicht mehr, aber schönes Butterbrot dazu, hat auch wieder gut geschmeckt.

Und der Herr hat sich auch davon wieder sehr gelabt. Und er war ihnen so dankbar. Als er sich verabschiedete, da sagte er: „Ich bin euch so dankbar, dass ihr mich über Nacht behalten habt. Ich war so müde und konnte wirklich nicht mehr weiter. Nun möchte ich euch etwas bezahlen, aber ich habe wirklich kein Geld. Ihr seht, ich bin auch arm. Aber ich kann euch etwas geben, wovon ihr vielleicht gar nichts ahnt. Was euch noch mehr Freude machen wird, als wenn ich euch Geld geschenkt hätte. Ihr könnt euch etwas wünschen."

Sie schauten sich an: Was ist denn das? Wir sollen uns etwas wünschen?

„Ja, ich bin der Herr. Ich kann alles. Ich kann Häuser schaffen, auch ohne zu mauern. Ich kann euch jung machen, wenn ihr wollt."

„Ja", sagt die Frau, „wenn wir noch einmal jung wären, oh, das möchten wir. Und dann möchten wir auch noch Kinder haben. Wir haben ja keine Kinder. Wir sind alt und haben gar keine Kinder."

„O ja", sagte der Herr, „die Kinder kommen auch noch, könnt ich euch auch noch wünschen. Und was noch? Drei Wünsche könnt ihr sagen."

„Ja, ein neues Haus möchten wir auch."

„Ja, das sollt ihr auch haben." – Aber wie es gesagt war, da stand das Haus auch schon da.

„Und nun ist noch ein Wunsch übrig."

„Ja, dass wir einmal selig sterben."

„Der Wunsch ist euch auch gewährt. Ihr habt einen guten Wunsch gewünscht."

Der Herr verabschiedete sich nun endgültig, und die beiden, die waren ja so froh. Die kuckten alles an. Das war ja nicht nur allein

das Haus. Alles was dazu gehörte, das stand drin, Sessel und Betten und alles, was dazu gehörte.

Die Frau, die traute ihren Augen nicht. Und sie kuckten sich immer an. Sie dachten, sie wären's nicht, beide jung und schön.

Da schaute der Nachbar herüber und sagte zu seiner Frau: „Du, gestern stand da doch die alte Hütte. Heute steht da ein neues Haus. Das können die doch in einer Nacht nicht fertig gemacht haben! Wie kommt das?"

„Ich weiß auch nicht. Ich will mal rüber laufen", sagt sie. Sie machten die alten Leute, die so arm waren und die sie niemals geachtet hatte, also doch so neugierig, und sie kam angelaufen. Da sagt sie: „Ach, die alten Leute, die wohnen gar nicht mehr hier", wie sie die jungen Leute sah.

„Doch, doch", sagte die Frau, „wir sind es. Aber wir haben unsern Herrgott über Nacht behalten."

„Welchen?"

„Gestern Abend kam er, und ich hab' ihn hereingebeten, und er hat bei uns geschlafen und gegessen, und aus Dank hat er dies alles uns geschenkt: dass wir jung sind und dieses Haus und alles, was dazugehört, und dazu noch die ewige Seligkeit."

„Oh", sagte die Bäuerin, „da bin ich aber doch geschlagen. Der war ja doch zuerst bei uns. Hätte ich ihn bloß dabehalten."

„Ja, wir wissen es. ‚Gesindel' habt ihr ihn gescholten. Er hat es uns gesagt."

„War er denn böse?"

„Nein, er war nicht böse. Er hat euch doch noch eine gute Nacht gewünscht."

„Ja, das hat er."

Da kommt sie nach Hause und erzählt alles dieses.

Der Mann war ganz von Sinnen. Er sagt: „Das kann doch wohl nicht sein."

„Doch, wenn es der Herr sagt, dann wird 's schon stimmen", sagt sie.

„Ja", sagt er, „der kann ja alles."

Na ja. Dann sagt die Frau: „Ach, er war ja nicht böse. Weißt du was? Sattle man dein Pferd und reite gleich hinterher und bitt ihn, er soll uns auch drei Wünsche gewähren. Er tut das."

„Ja, das tu ich." Der Mann sattelt sein Pferd und dann hinterher. Und das war eine Hitze. Den Tag zuvor war es schon so heiß gewesen, und jetzt war es auch so heiß.

Aber er holte den Herrn noch ein. Er schaute sich um und sagte: „Du bist doch der liebe Herrgott."

„Ja", sagte der Herr, „ich bin der liebe Herrgott. Was hast du denn auf dem Herzen?"

„Ja, du hast doch unserm Nachbar drei Wünsche gewährt. Darf ich auch um drei Wünsche bitten?"

„Ja", sagt der Herr, „du darfst es. Aber es wäre besser, du tätest es nicht. Denn die drei guten Wünsche bringen dich nur ins Unglück. Die bringen dir kein Glück."

„Nein, nein, ich werd' schon so etwas wünschen", sagt der Mann, „dass ich etwas Gutes hab'. Oh, was ich mir wohl wünschen will. Aber ich muss erst mal nach Hause, mit meiner Frau sprechen."

„Ja", sagt er [der Herr], „reit nur nach Hause, und denn wünscht euch, was ihr wollt."

Na ja, der Herrgott geht weiter, und der Mann, der will ja auch wieder weiter.

Und das war so heiß. Die Bremsen, die stachen das Pferd. Das Pferd stolperte und stürzte und konnte nicht weiter und mochte nicht weiter. Und er schwitzte und war ungeduldig, und schließlich sagt er: „Du oller Rappen, kannst du dich nicht besser bemühen? Ich wünschte, dass du dir das Bein brichst. – Ach, was ich da gewünscht hab'!"

Der Rappe stürzte, das Bein war gebrochen.

„Was hab' ich bloß gewünscht? Nun ist der erste Wunsch weg. Und denn so ein Unglück! Ja, der Rappe muss hier liegenbleiben. Aber ich will wenigstens den Sattel nehmen." Und er dachte bei sich: „Der Herrgott hat recht. Ich hätt sollen gar nicht nachreiten. Aber die Frau, die ließ einem ja gar keine Ruhe, ich musste ja."

Na, nun trug er den Sattel, und der Sattel ist gar nicht so leicht. Auf dem Rücken des Pferdes weiß niemand, wie schwer der Sattel ist. Nun musste er ihn auf den Rücken nehmen. Und er schwitzte, und der Sattel war schwer. Und er bekam immer mehr schlechte Gedanken. Er dachte, seine Frau, die hätte ihn gar nicht

sollen auf solchen Gedanken bringen, dass er da hinterher ritt. „Eigentlich müsste man dir wünschen, dass du den Sattel jetzt trägst und nicht ich – und ihn niemals los wirst." Das hat er in seiner Bosheit gesprochen und gewünscht.

Er merkt, er hat den Sattel gar nicht mehr. Da wusste er, dass sein Wunsch in Erfüllung gegangen war, dass der Sattel bei der Frau auf dem Rücken war.

Die Frau, die war beim Mittag kochen und dachte, was sie zuerst immer gedacht hatte: Der Mann, der wird mit so viel zu wünschen ankommen, und sie werden sich was Schönes wünschen können. Und nun hatte sie den Sattel auf dem Rücken. Ja, was nu. Sie hat immer geschüttelt und wollte den Sattel runterreißen, aber er ging nicht los. Sie kriegte ihn nicht herunter, sie musste Mittag kochen damit. Und die Leute, ihre Dienstleute, die lachten schon, was sie da auf dem Rücken hatte. Aber es konnte ihr niemand den Sattel entfernen.

Mit einmal kommt der Mann ganz schwitzig und hungrig und mürrisch nach Hause, und da sieht er, dass seine Frau mit dem Sattel läuft. Da sagt er: „Ja, Frau, nun ist nur noch ein Wunsch übrig. Ich hab' den dummen Wunsch ausgesprochen, dass das Pferd das Bein gebrochen hat, weil es nicht weiter wollte, und hab' den zweiten dummen Wunsch ausgesprochen, dass du den Sattel auf dem Rücken bekommen hast. Jetzt ist nur noch ein Wunsch übrig, und das ist wohl der, dass du den Sattel wieder los wirst. Ja, da wünsch ich dir, dass der Sattel wieder entfernt wird."

Mit einmal klapperte der Sattel herunter auf den Fußboden.

Aber da sieht man wieder den Neid. Wie hätten sie doch schön leben können und ihren Rappen behalten, wie die alten Leute, wenn sie nicht so neidisch gewesen wären.

Die alten Leute lebten vergnügt bis an ihr Ende. Sie hatten noch mehrere Kinder und haben sich sehr gefreut, und die Kinder waren sehr ordentliche Menschen geworden.

Und die reichen Leute traf immer ein Unglück über das andere.

(18)

******

Das Mädchen und die Sterntaler

So war's gewesen. Die Not im Hause war so groß. Der Vater hatte seine Familie heimlich verlassen, Frau und Kind. Mitten in der Nacht hatte er sich fertig gemacht und war heimlich verschwunden. Als die Frau des Morgens aufwachte, stand sie mit ihrem kleinen Töchterchen alleine da: nichts zu essen, nichts zu brennen, wenig Kleidung.

Der Winter stand vor der Tür.

Aber der Mann hatte es auch nicht schlecht gemeint. Er wollte Arbeit und Brot suchen, und da machte er sich auf den Weg. Er kam an einem Bauernhaus vorbei und fragte wegen Arbeit.

„Nein", sagte die Bäuerin, „wir brauchen niemand. Wir haben unsere Leute und unsere Kinder. Sie müssen sich weiter auf den Weg machen."

Er hatte riesigen Hunger, aber er mochte nichts sagen. Es lag ihm nicht zu betteln. Er ging weiter. Nicht weit war wieder ein großes Bauernhaus mit Hof, und da fragte er wieder wegen Arbeit. Und weil es schon anfing, dunkel zu werden, fragte er, ob er dort übernachten könnte.

Die Bäuerin war eigentlich eine recht nette Frau. Die sagte: „Ja, wenn Sie mit dem Heuboden vorlieb nehmen, dann können Sie bei uns schlafen."

„Ja gerne", sagte der Mann, „wenn ich nur Unterkunft finde."

„Und hungrig werden Sie ja auch sein", sagte die Frau.

„Ja, wenn ich die Wahrheit sagen soll, dann muss ich sagen, ja, ich bin hungrig."

Sagt die Frau: „Kommen Sie, setzen Sie sich hier hin. Sie können so viel essen, wie Sie mögen. Essen Sie sich gut satt! Was haben Sie denn für ein Anliegen?"

„Ja, ich suche Arbeit", sagt der Mann. „Wir haben Not zu Hause. Ich habe noch 'ne Frau und 'n Kind, und wir haben wenig zu essen, und Arbeit ist bei uns in dem Dorf da nicht."

„Ja", sagt die Frau, „wir haben auch nicht Arbeit für fremde Leute. Wir haben unsere eigenen. Ich kann niemand entlassen. Sie müssen dann schon sehen, dass Sie morgen weiterkommen."

Und so ging er weiter, wanderte und wanderte.

Und zu Hause war die Not groß. Da war kein Stückchen Holz mehr. Die Mutter sagte zu der kleinen Tochter: „Zieh dich warm an und geh nach dem Wald und hole ein bisschen Holz. Vielleicht findest du auch noch paar Pilze. Nimm diesen kleinen Eimer mit. Wenn du paar Pilze findest, denn haben wir schon was zu essen."

„Ja, liebe Mutter, ich geh."

„Ach, halt, hier ist noch 'n Stückchen Brot. Nimm auch noch die Scheibe Brot mit auf den Weg."

Sie verabschiedeten sich, und die kleine Marie ging los. Sie war noch gar nicht bis in den Wald gekommen, da kam ein kleiner Junge, der heulte.

Sie sagte: „Was ist dir?"

„Ach", sagte der Junge, „ich hab' solchen Hunger. Wir haben zu Hause nichts zu essen."

Die kleine Marie denkt: „Das muss doch auch grad' so'n Hungerdorf sein. Die haben nichts, wir haben nichts." – „Ach na komm, ich geb dir mein Brot. Vielleicht find' ich paar Beeren im Wald, dann werd' ich paar Beeren essen. Und vielleicht find' ich auch Pilze. Komm, nimm mein Brot!" – Sie schenkt ihr Brot dem Jungen.

Der aß es gierig auf und freute sich und war dankbar.

Wie die kleine Marie dann weiterkam, da kam wieder ein Mädchen an, die hatte kein Kleid an. Da sagte sie zu dem kleinen Mädchen: „Du gehst ohne Kleid rum?"

„Ja", sagt sie, „ich hab' keins mehr. Wir haben nichts zu Hause."

„Ach, dann nimm wenigstens meinen Mantel", sagt sie [Marie]. „Dann bist nicht so in Hemd und Höschen, in dem dünnen Zeug."

Na, da zog sie den Mantel an und bedankte sich und ging.

Aber die kleine Marie ging noch weiter, bis sie in den Wald kam. Da fing sie endlich an zu suchen. Sie konnte aber keine Pilze sehen. Obwohl es geregnet hatte, waren keine nach oben gekommen, und Holz war auch nicht zu finden. Aber da kam noch wieder ein kleines Mädchen, das war auch wieder bloß, ohne Kleid. Da sagte sie: „Du gehst so herum, so nackt?"

„Ja, ich friere so sehr, und dazu bin ich noch krank, ich habe Halsschmerzen."

„Ach", sagt sie [Marie], „dann will ich mein Kleid ausziehen, komm, hast mein Kleid dann noch. Ich bin gesund, ich werde bald nach Hause gehen."

„Ja, wir müssen nach Hause gehen", sagt das andere Mädchen, „es wird ja dunkel. Ja, ich wohn hier gleich, gar nicht weitab. Ich bin gleich wieder zu Hause."

„Dann nimm man das Kleid und lauf!"

Nu lief sie hin, war gleich zu Hause.

Aber die keine Marie fing doch noch an zu suchen. Sie war nun auch bloß, auch im dünnen Zeug. Nu fing sie an zu suchen. Sie fand auch paar Pilze, aber wenig. Na, dann wollte sie aber noch Holz mitbringen. Die Pilze müssen ja auch gekocht oder gebraten werden. Nu suchte sie nach Holz und konnte keins finden. Und ging immer weiter und weiter und weiter.

Da traf sie noch wieder einen kleinen Jungen, der sagte: „Ich hab' mir so die Füße zertickt. Hier im Wald ist es gar nicht schön."

Da sagt sie: „Ich hab' ja Strümpfe an. Nimm man meine Schuhe. Dann ziehst du die Schuhe an, die werden dir passen. Nimm man meine Schuhe, ich geh in Strümpfen." Na ja. Sie suchte noch immer weiter nach Holz. Und der Junge, der war verschwunden.

Sie hatte gar nicht gemerkt, dass es dunkel geworden war. Mit einmal war es ganz dunkel im Wald. „Ach", sagte sie, „ich muss jetzt nach Hause gehen, aber ich weiß ja gar nicht, wohin, nach welcher Seite, nach welcher Richtung." Ja, sie ging grad'aus einen Weg. Aber sie war so unsicher, sie konnte den Weg doch nicht finden.

Da sah sie nach oben, da sah sie einen Stern am Himmel. „Ach", denkt sie, „dieser Stern war ja immer bei uns vor der Haustür. Der wird mich nach Hause bringen. Dem werd' ich folgen. Wo der Stern vorgehen wird, da geh ich nach." Sie kuckte immer auf den Stern. Manchmal stolperte sie auch und fiel hin, weil sie nicht nach unten kuckte. Aber sie ging immer weiter und folgte dem Stern. Es war auch nicht mehr so sehr weit.

Plötzlich stand sie vor ihrer Haustür. Der Stern – sie hatte ganz recht: der Stern wird sie nach Hause bringen. Der war immer vor ihrer Haustür, hatte vor ihrer Haustür gestanden.

Nu steht sie vor der Haustür. Sie hatte aber ganz wenig Holz und ganz wenig Pilze und alles war fortgegeben. Und was wird bloß die Mutter sagen, dass sie nun ohne Kleid ist. Sie muss doch am andern Tag zur Schule gehen und hat doch kein Kleid. Sie wusste gar nicht, was sie machen sollte.

Sie schaute wieder auf den Stern und sagte: „Danke, liebes Sternlein, du hast mich nach Hause gebracht. Aber du siehst so goldig aus. Hast du nicht ein kleines Goldstück für mich? Wirf mir doch ein kleines Goldstück runter." Wie sie das gesagt hatte, da war ein leises Rauschen und Rascheln, und da sieht sie, da kommt etwas runter von oben. Es war aber nicht nur ein Goldstück, es waren mehrere Tausend. Es lag alles dicht voll Goldstücken vor der Tür.

Da lief sie rein und sagte: „Mutter, komm! Draußen hat's geregnet, und zwar Goldstücke."

„Ach", sagt die Mutter, „wie siehst du aus? Du bist gar nicht angezogen!"

„Ja, ich hab' alles verschenkt. Die Kinder haben doch gefroren und gehungert und die Füße zertickt. Ich musste das doch alles schenken. Du schenkst ja auch immer, wenn du zu viel hast."

„Ja", sagt die Mutter, „gelernt hast du das von mir, das stimmt."

Nun gehen sie raus. Sie hatten erst gar nicht gleich an die Goldstücke gedacht, weil die Mutter so verdutzt war und das Kind im Trainingsanzug da sah. Es war ja nicht mal 'n Trainingsanzug, es waren ja nur Hemdchen und Höschen.

Nu gingen sie raus. Sie trauten ihren Augen nicht. Es waren so viele Goldstücke, dass sie viele Kisten davon füllen konnten. Aber zuerst füllte die Mutter ihr Portmonee. Früher waren die Läden ja auch länger auf, in ganz alter Zeit. Da kannten sie ja diese Läden nicht, diese festen Läden nicht. Und die Mutter ist noch am selben Abend mit dem vollen Portmonee losgegangen und hat eingekauft, viel schön zu essen, schöne Kleider, schöne Sachen für sich und für das Kind. Und dann haben sie auch das Geld in Sicherheit gebracht nachher.

Zuerst haben sie sich gut sattgegessen, und dann sind sie zur Ruhe gegangen und haben geschlafen und sich gefreut, dass sie nun so viel Geld hatten.

Aber eine Sorge hatten sie noch: „Wo mag unser lieber Vater sein. Wenn der jetzt hier wär', wie könnten wir glücklich leben."

Und der Vater, der hatte nirgends eine Stelle gefunden, nirgends Brot und Arbeit, nur so viel, wie er unterwegs verzehrte. Er war nachts losgegangen und machte sich wieder auf den Weg, dass ihn keiner sehen sollte, kam auch nachts wieder an und klopfte leise ans Fenster und sagte: „Darf ich bei euch eintreten?"

„Ja", sagte die Frau, „du bist ja unser lieber Papa, du bist ja unser Versorger."

Da konnte der Mann sich nicht halten: Die Tränen rannen ihm über die Wangen. Er hatte ja nichts mitgebracht. Er dachte: „Was wird nun werden. Nun werden wir alle müssen sterben vor Hunger." Er selbst war ja auch so hungrig von der langen Reise, von dem langen Weg, den er gemacht hatte, aber bekam kein Wort heraus.

Da sagte die Frau: „Mann, wir sind versorgt unser Leben lang. Schau mal, der Abendstern" (der war noch am Himmel zu sehen), „der hat uns Geld heruntergeschüttet; und wir können nun leben wie die Fürsten. Freust du dich?"

„Ja", sagt der Mann, „wenn das so ist, dann wollen wir glücklich leben." (19)

****

Märchen im „Volksmund“ des späten 20. Jahrhunderts

Begegnungen mit einigen Märchenerzähler/innen im Raum Mecklenburg

Als ich in den 1950er Jahren mit meiner volkskundlichen Feldforschung in Mecklenburg begann, bekam ich bald – neben einzelnen Sagen – zahlreiche Schwänke zu hören, wie sie auch schon Richard Wossidlo, der unermüdliche Sammler, angetroffen hatte[1], aber so gut wie keine Märchen. Das mag daran gelegen haben, dass die meisten Leute, mit denen ich ins Gespräch kam oder die mir als Erzähltalente genannt wurden, Männer waren. Sie erzählten vorrangig das, was sie auch sonst zu erzählen pflegten oder was ihnen zumindest am geläufigsten war. Und da die Zeit für behutsames, die Erzähler nicht auf meine Erwartungen festlegendes Nachfragen in der Regel fehlte, kam auf Märchen oft gar nicht die Rede.

Das betraf selbst Gewährsleute, die sich schon beim Kennenlernen als Erzähler mit größerem Repertoire erwiesen oder von sich aus betonten, dass sie bei etwas Nachdenken noch mehr wüssten, so dass ich sie nach Möglichkeit öfter aufsuchte. Besonders ausgesprochene Erzählerpersönlichkeiten wie der Maurer Heinrich Tiedemann (*1902)[2] in Groß Laasch bei Ludwigslust und der Gärtner Walter Hellmann (*1904)[3] in Retzow bei Röbel, die schon Richard Wossidlo in den 1930er Jahren befragt hatte, oder wie der ländliche Arbeiter August Rust (*1890)[4], der Bauer

---

[1] Vgl. Richard Wossidlo, Siegfried Neumann: Volksschwänke aus Mecklenburg. Berlin: Akademie-Verlag, 1963; 3., ergänzte Aufl. 1965, [6]1970.

[2] Vgl. Siegfried Neumann: Heinrich Tiedemann – Volkserzähler und volkskundlicher Zeitzeuge. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2011.

[3] Vgl. Siegfried Neumann: Volkserzähler unserer Tage in Mecklenburg. Bemerkungen zur Erzähler-Forschung in der Gegenwart. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 15 (1969), S. 31-49, hier S. 42f.

[4] Vgl. Siegfried Neumann: Ein mecklenburgischer Volkserzähler. Die Geschichten des August Rust. Berlin: Akademie-Verlag, 1968; 2., erweiterte Aufl. 1970, [5]1979.

Ernst Rochow (*1900)[5] und der Neubauer Herbert Neumann (*1905)[6] in Cammin bei Neubrandenburg[7], selbstbewusste Männer zwischen fünfzig und siebzig Jahren mit einem scheinbar unerschöpflichen Repertoire an Erzählstoffen, schienen so stark auf Schwänke und anderes heiteres Erzählgut festgelegt zu sein, dass daneben Märchen eigentlich gar nicht in Betracht kamen. Und fragte ich gelegentlich doch danach, wurde in der Regel abgewinkt.

Dabei war das Märchen den meisten Männern durchaus kein unbekanntes Genre. So konnte sich mein Vater Herbert Neumann, der mich schon als Kind gelegentlich zum Fischen auf den von ihm gepachteten See mitnahm, noch zwei Jahrzehnte später daran erinnern, dass er mir dabei neben Geschichten von Nixen und Wassermännern auch vom Fischer und seiner maßlosen Frau [ATU 555][8] erzählt hatte, konnte es aber „nicht mehr zusammenbringen". – Und als ich Ernst Rochow nach Märchen fragte, diktierte er mir nach längerem Nachdenken eine plattdeutsche Inhaltsangabe des Märchens vom *Wettlauf zwischen Hase und Igel* [ATU 275C]. Als er das auch mit den *Bremer Stadtmusikanten* [ATU 130] versuchte, gab er jedoch nach wenigen Sätzen auf. – Doch von der beachtlichen Märchenkenntnis, die August Rust besaß, hätte ich wohl nie etwas erfahren, wenn ich nicht zufällig einmal darauf zugekommen wäre, als er eben dieses Märchen seinem Enkel Gerald erzählte, der mich seinerseits nun auf weitere Märchen verwies, die ihm sein Großvater – allerdings hochdeutsch! – erzählt hatte, während die eigentliche Erzählsprache Rusts – wie das der meisten älteren Mecklenburger – ebenfalls das Plattdeutsch der Region war.

---

[5] Vgl. Neumann, Volkserzähler 1969 (wie Anm. 3), S. 40.

[6] Vgl. Siegfried Neumann: Der mecklenburgische Volksschwank. Sein sozialer Gehalt und seine soziale Funktion. Berlin 1964, S. 79f.

[7] Weitere Informationen über diese und andere Camminer Erzähler/innen bei Siegfried Neumann: Migration und Kulturkontakt im Erzählen. Rostock 2017, S. 79-163.

[8] ATU = Hans-Jörg Uther: The Types of International Folktales. A Classification and Bibliography, Based on the System of Antti Aarne and Stith Thompson. Bd. 1-3, Helsinki 2004 (= FFC 284-286).

Allerdings teilte mir August Rust die Märchen, die sein Enkel genannt hatte, zunächst nicht mit, da er sich angeblich nicht sicher war, ob er sie „noch richtig" kenne. Es dauerte also einige Zeit, bis er sich zögerlich bereit erklärte, sie in der Mundart zu erzählen, wobei er meinte: „Wat willen Se dormit? Dat is doch bloß wat för Kinner!" Erst als er ein Exemplar der frisch gedruckten Monographie über ihn durchgemustert und seine bis dato erfassten Märchentexte[9] darin gefunden hatte, war er von sich aus bereit, auch die übrigen Märchen, die er kannte und mir – bewusst oder unbewusst – bisher verschwiegen hatte, in seinem gewohnten Plattdeutsch ins Mikrofon zu sprechen, so dass sie ab der zweiten Auflage des Buches mit abgedruckt werden konnten.[10]

Unter den plattdeutschen Märchen, die von Männern aufgezeichnet werden konnten, fallen diese zwei Dutzend Märchentexte von August Rust zahlenmäßig am stärksten ins Gewicht. Auch hier handelt es sich jedoch lediglich um je eine originelle Version des Schwankmärchens vom *Meisterdieb* [ATU 1525] und des Zaubermärchens vom *Starken Knecht* [ATU 650A], der sich für das Recht verdingt, dem Gutsherrn als Jahreslohn drei Schläge geben zu dürfen[11]. Diese Geschichten mit schwankhaftem Einschlag korrespondierten mit dem sozialkritischen Tenor seiner zahlreichen Sozialschwänke, mit denen er nicht nur Lachen hervorrufen, sondern auch das frühere Leben auf dem Lande illustrieren wollte. Da war ihm jeder bekannte Erwachsene ein sehr willkommener Zuhörer. Das Gros seines Märchenrepertoires machten jedoch (teils ebenfalls schwankhafte)[12] Tiermärchen aus. Von ihnen seien hier wenigstens die folgenden genannt, die sich hinsichtlich ihres Umfangs und ihrer Originalität herausheben: *Der Wolf lernt den Menschen* (Jäger) *kennen* [ATU 157], *Fuchs und Wolf im Vorratskeller* [ATU 41], *Fuchs und Pferd überlisten den Löwen* [ATU 47A], *Der Löwe und die Maus* [ATU 75], *Der Fuchs und der Hase* (!) *beim Fischfang auf dem Eis* [ATU 2], *Der Wettlauf zwischen Hase und Igel* [ATU 275C] und *Die Bremer*

[9] Vgl. Neumann, Volkserzähler Rust 1968 (wie Anm. 7), Nr. 197-204.
[10] Vgl. ebenda, [2]1970, Nr. 197-216.
[11] Vgl. ebenda, Nr. 1 und 2.
[12] Vgl. ebenda, Nr. 206, 214f.

Stadtmusikanten [ATU 130].[13] Sie folgen inhaltlich zum Teil Grimmschen Texten, deren Kenntnis bis in die Schulzeit Rusts zurückreicht, sind aber erzählerisch insofern bemerkenswert, als der Erzähler bei seiner spontanen Wiedergabe inhaltlich und sprachlich „Volksmärchen" daraus formte.[14] Er pflegte sie freilich höchst selten und dann nur seinen Enkeln zu erzählen.

August Rust (*1890) hatte in seiner Jugend (als Zuhörer bei den Gesprächen der „Alten") auch noch Märchen als mündlich tradiertes Erzählgut kennengelernt und sie bis ins Alter im Gedächtnis bewahrt. Er kannte aber bereits weniger Märchensujets vom Hörensagen als aus dem Schullesebuch, das offensichtlich eine wichtige Quelle für die Märchenkenntnis seiner Generation, besonders auf dem Lande, gewesen ist.

So bemerkte zum Beispiel der Rentner Wilhelm Greve (*1902) aus Neuhaus an der Elbe zu den plattdeutschen Märchen, die er mir in den 1970er Jahren zusandte: „So, in dieser Form, habe ich den Schulanfängern solche Geschichten erzählt. Ich war 24 Jahre in der Ritterschaft als Lehrer, und ein großer Teil der Schulanfänger verstand kein Hochdeutsch." Das dauerte bis in die 1940er Jahre und ist mit eine Erklärung dafür, dass in Mecklenburg Grimmsche Märchen, von denen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert eine Anzahl direkt zum Schulpensum gehörte, zum Teil bis heute in der Mundart wiedergegeben werden. Die Schule war wohl auch der Ort, an dem die Erzähler dieser Generation – außer in der Familie – die meisten Märchen zu hören bekamen.

Für Greve, Rust und Rochow, die ihre Märchen – und alles, was sie sonst erzählten – ganz selbstverständlich plattdeutsch wiedergaben, war das heimische Idiom nicht nur die sujetgerechte Erzählsprache, sondern Muttersprache, die sie im Grunde besser beherrschten als das erst später gelernte Hochdeutsch. So übersetzten sie die ihnen bekannten Grimmschen Märchen denn auch nicht ins Plattdeutsche, sondern erzählten sie in ihrer Muttersprache aus dem Augenblick heraus völlig neu.[15]

---

[13] Vgl. ebenda, [2]1970, Nr. 198, 200, 202, 203, 204, 205, 216.
[14] Vgl. ebenda, S. 19-23.
[15] Vgl. z.B. ebenda, [2]1970, S. 19-22.

Bei den acht Märchenniederschriften Wilhelm Greves haben wir es nur mit Tiermärchen zu tun. Darunter befinden sich neben zwei regional bekannten und zwei wohl selbst ausgedachten Tiergeschichten auch Varianten der tradierten Märchen vom *Fuchs als Arzt* [ATU 56B], vom *Zertifikat der Hunde* [ATU 200], vom *Nestbau der wilden Taube* [ATU 236] und vom *Krieg zwischen den Vögeln und den Vierbeinern* [ATU 222], von denen bisher nur der letztgenannte Text veröffentlicht werden konnte.[16] Schon dieser Text zeigt freilich, dass Greve ein wirklicher Märchenerzähler war, dem das Märchen auch etwas galt, so dass er es gerne in den Schulunterricht einbezog.

Für Rust – wie für die meisten von mir befragten Männer – war das Erzählen von Märchen hingegen nur etwas im Nebenbei, auf die Familie Beschränktes, dem keine besondere Bedeutung beigemessen wurde, eben nur etwas, mit dem man gegebenenfalls Kinder unterhalten konnte.

Solche eher passive Märchenkenntnis traf ich auch bei dem ca. sechzigjährigen Straßenkehrer Otto Schön an, den ich während eines Kuraufenthalts im Januar 1980 in Flecken Zechlin unweit von Rheinsberg kennenlernte. Er pflegte auf der Straße die Passanten anzuhalten und ihnen in mundartgefärbtem Hochdeutsch Rätsel aufzugeben, die sie raten sollten, während er ihnen, auf seinen Besen gestützt, einen Augenblick lang erwartungsvoll gegenüberstand, um dann triumphierend mit der richtigen Antwort rauszurücken. Dass ich für dieses Ratespiel Interesse zeigte, führte schließlich dazu, dass er mich zu sich einlud und mir stundenlang seine zahlreichen Rätsel und deren Lösungen diktierte. Am letzten Abend kamen wir kurz vor dem Abschied auch auf Märchen zu sprechen, und er meinte zuversichtlich, dass er mir einige davon auch selbst aufschreiben und zuschicken könne. Es waren, wie sich zeigte, die Märchen vom *Fischer und seiner Frau* [ATU 555], von dem Kräftemessen zwischen *Wolf und Jäger* [ATU 157], vom *Wettlauf zwischen Hase und Igel* [ATU 275C] sowie von den Abenteuern von *Fuchs und Wolf*: und zwar *beim Fischdiebstahl* [ATU 1], *beim Fischfang auf dem Eis* [ATU 2] und

[16] Vgl. Siegfried Neumann (Hrsg.): Plattdeutsche Märchen. Volkserzählungen aus Mecklenburg. Rostock 1978, [2]1981, Nr. 61.

beim Einbruch im Vorratskeller [ATU 41]. Die schriftliche Wiedergabe dieser Märchen im Hochdeutsch des Aufzeichners ist so weit von den Grimmschen Fassungen wie von der mündlichen Überlieferung entfernt, dass man beim ersten Lesen nicht recht weiß, ob hier naives Fabulieren oder individueller Gestaltungswille die Feder führte. Vermutlich waren dem Erzähler aber die einst gehörten oder gelesenen Märchen nur noch ungenau in Erinnerung, und er versuchte nun, mit seinen gestalterischen Mitteln in etwa das festzuhalten, woran er sich noch erinnern zu können glaubte. Dabei spielte möglicherweise sogar ein gewisser Stolz mit, dass er auch etwas für Kinder Interessantes wusste, während es andere Männer fast genierte, mit Märchen in Zusammenhang gebracht zu werden.

Einige dieser Männer erinnerten sich zwar noch, ihren Kindern oder Enkeln auch Märchen aus einem Buch vorgelesen oder sie dieser Quelle nacherzählt zu haben, meinten aber, inzwischen nichts mehr davon zu wissen. Gewöhnlich wussten sie nicht einmal mehr, um welches Buch und um welche Märchen es sich dabei gehandelt haben könnte.

Erzählfreudige Frauen, die ich im Laufe der Unterhaltung nach Märchen fragte, waren dagegen eher verlegen, wenn sie keine zu nennen wussten. In der Regel galt ihnen eine zumindest geringe Märchenkenntnis als selbstverständlich, mochte sie auch lediglich auf Jugenderinnerungen beruhen, die inzwischen verblasst waren. So hatte ich es fast schon aufgegeben, nach einer echten Märchenerzählerin „aus dem Volk" zu suchen.

„Märchenfrauen" in dem Städtchen Warin

Doch unter der Post, die ich von Lesern meiner ersten „plattdeutschen Bücher"[17] in den 1960er Jahren erhielt, fand sich Anfang 1969 auch der Brief einer Frau Peters aus dem Städtchen

[17] Wossidlo/Neumann, Volksschwänke 1963ff. (wie Anm. 2); Neumann, Volkserzähler Rust 1968ff. (wie Anm. 4); Siegfried Neumann: Plattdeutsche Schwänke. Aus den Sammlungen Richard Wossidlos und seiner Zeitgenossen sowie eigenen Aufzeichnungen in Mecklenburg hrsg. Rostock 1968, ^{2}1971.

Warin, die mir eine Anzahl so charakteristischer plattdeutscher Volksschwänke aus ihrem „behöllern Kopp" zuschickte, dass ich da mehr vermutete und im Frühjahr 1969 auf der folgenden Sammelreise in dem reizvoll gelegenen Ort Station machte. Die 76jährige Rentnerin Bertha Peters, die den Haushalt ihrer Drei-Generationen-Familie besorgte, nahm mich freundlich auf und erzählte im Verlauf unserer Unterhaltung einige Lokalanekdoten und Ortssagen sowie, auf mein Nachfragen, auch zwei Märchen, welche ihr spontan in den Sinn kamen. Sie offenbarten allerdings noch keine besondere Märchenkenntnis, die sie zu besitzen vorgab – wenn sie sich nur recht besänne.

Diese Kenntnis schien sich zunächst eher bei dem Wariner Ofensetzer Willi Fentens anzudeuten, an den mich Frau Peters verwies. Er nannte mir, nach Märchen befragt, auf Anhieb seine Quellen: nämlich je eine Ausgabe der Grimmschen *Kinder- und Hausmärchen* und der Märchen Wilhelm Hauffs, aus denen er vor Jahren seiner Tochter Anneli vorgelesen und einige Märchen nacherzählt hatte. Und er konnte auch gleich mehrere dieser Märchen nennen: „*Däumling*, *Schneeweißchen un Rosenrot*, *Rotkäppchen* un *Hänsel un Gretel* mit dat Knusperhäuschen, ok Wiehnachtsmärchen un *Alladins Wunderlampe*."[18] Fentens zeigte sich sehr interessiert an meiner Märchensuche und bot mir sogar ein Nachtquartier an, weil es damals in Warin weder ein Hotel noch eine Pension gab. Doch obwohl er das eine oder andere der genannten Märchen noch leidlich im Gedächtnis hatte, wie sich erwies, ließ er sich nicht dazu bewegen, sie zur Mitschrift zu diktieren oder auf Tonband zu sprechen, weil er sich dazu angeblich nicht mehr sicher genug fühlte.

So suchte ich wieder Bertha Peters (*1891) auf, die schon beim ersten Besuch bewiesen hatte, dass sie sehr gewandt plattdeutsch erzählen konnte. Sie entstammte einer Lehrerfamilie, in der das Märchenerzählen Tradition besaß. Großmutter und Mutter hatten den Kindern aus ihrer Kenntnis der mündlichen Überlieferung und der Grimmschen Sammlung Märchen erzählt und diese dabei ganz individuell auf kindliches Verständnis zugeschnitten. So war

[18] Erzähltypen zu den oben von Fentens genannten Märchen ATU 700, ATU 709, ATU 333, ATU 327A, ATU 561.

Abb. 7: Die Prinzessin und der Froschkönig. Vgl. Neumann, Märchenfrau 1974 (wie Anm. 19), Nr. 17.

Frau Peters gleichsam im Banne des Märchens groß geworden und hatte früh begonnen, ihren Kindern und deren Spielgefährten selbst Märchen zu erzählen. Und nachdem sie sich „wieder besonnen" hatte (ihre Märchenbücher hatte ich mir „ausgeborgt"), waren der Erzählerin die „alten Märchen" so gegenwärtig, dass sie fließend und mit Vergnügen bei laufendem Tonband gleich mehrere hintereinander anschaulich erzählt wiedergeben konnte. Dabei bekam ich die Märchen so zu hören, wie Frau Peters sie zuletzt ihren inzwischen erwachsenen Enkeln erzählt hatte.[19]

In diesen Versionen war die Erinnerung an alte heimische Volksmärchen schon nahezu völlig von der Kenntnis Grimmscher Texte überlagert, an denen sich Frau Peters mehr unbewusst als bewusst orientierte. Zugleich waren die Märchen jedoch im Laufe der Jahrzehnte zu *ihren* Märchen geworden, das heißt zu Geschichten, in die sie ihre kleinen Zuhörer und vor allem sich selbst einbezog. So bevorzugte sie unter den ihr bekannten Märchen solche mit weiblichen Hauptgestalten, jedoch nur insoweit, als sie sich mit diesen identifizieren konnte. Die Märchen von *Rotkäppchen* [ATU 333], *Aschenputtel* [ATU 510A], *Dornröschen* [ATU 410], der *Gänsemagd* [ATU 533] oder der Prinzessin und dem *Froschkönig* [ATU 440] z.B. erzählte sie ausgesprochen gern, *Rapunzel* [ATU 310] oder *Allerleirauh* [ATU 510B] dagegen, die sie auch kannte, lehnte sie ab.

Ihre Märchen handeln vor allem von zwei Themen: von dem Schicksal junger Mädchen, die nach dem Verlust der Mutter unter einer Stiefmutter zu leiden haben, und von dem schweren Leben alleinstehender Frauen, die es ihren Kindern so schön wie möglich machen möchten. Besonders in Frau Peters' Wiedergaben von *Schneeweißchen und Rosenrot* [ATU 426] sind die herzlichen Beziehungen in einer solchen Teilfamilie liebevoll ausgemalt, während die Väter, soweit sie in den Märchen eine Rolle spielen, meist als Rabenväter erscheinen. Dahinter steht eigenes Erleben, das sie bedrückte: Frau Peters' Ehe wurde nach wenigen Jahren geschieden, und sie musste ihre drei Kinder allein großziehen. So

[19] Vgl. zu dieser Erzählerin Siegfried Neumann: Eine mecklenburgische Märchenfrau. Bertha Peters erzählt Märchen, Schwänke und Geschichten. Berlin 1974, [3]1978.

mutet es fast symbolisch an, wenn am Schluss des Märchens vom *Mädchen und seinen zwölf Brüdern* [ATU 451] die Kinder „ehr leiw Mudding [...] mit acht Pierd' vör 'n Wågen" zu sich holen, vom Vater aber gesagt wird, „dee bleew nu up sien ollen Dåg' ganz, ganz allein".[20]

Frau Peters' 32 Märchen sind meist bis in die Details völlig in heimische Verhältnisse, ja in die eigene unmittelbare Lebenswelt eingebettet. Das Märchengeschehen vollzieht sich, mit genauer örtlicher Anknüpfung, in ihrem Wohnort und seiner näheren Umgebung, ja in ihrem eigenen Haushalt, wobei eine Reihe dort anfallender Hausfrauenarbeiten mitgeschildert wird. Die Kinder in ihren Märchen, die im Haushalt mithelfen, sind so gezeichnet, wie sich die Erzählerin brave Kinder vorstellte, und sie bekommen all die guten Lehren zu hören, die die Erzählerin selbst für nützlich hielt. Ich hatte beim Zuhören oft den Eindruck, dass für Frau Peters Märchengeschehen und eigene Erlebniswirklichkeit eins waren. Dabei hielt sie sich im Grunde an die Überlieferung, ja verließ eigentlich nie den inhaltlichen Rahmen der Grimmschen Versionen. Aber dieser Rahmen ist in ihren Märchen eben so ichbezogen-emotionsgeladen und detailreich ausfabuliert und auch sprachlich gekonnt mit den Mitteln der Mundart so anschaulich verlebendigt, dass Wilhelm Grimms kunstvoll stilisierte Märchentexte im Vergleich dazu fast nüchtern wirken.

Das Beispiel dieser beeindruckenden Erzählerin Grimmscher Märchen in phantasievoller plattdeutscher Ausgestaltung warf zwangsläufig die Frage auf, ob es sich bei ihr um einen absoluten Einzelfall handelte oder ob sich ähnliche Beispiele beachtlicher Märchenkenntnis und mündlicher Erzählgabe ermitteln ließen – und zwar zunächst am gleichen Ort. Doch das Märchenerzählen, speziell in der Familie, wo es noch am ehesten zu vermuten war, entzog sich weitgehend einer unmittelbaren Beobachtung, und die Auskünfte der bei Gelegenheit befragten, meist älteren Frauen über ihr Märchenwissen und deren Weitergabe an Kinder oder Enkel blieben meist mehr als vage, soweit sie überhaupt etwas Weiterführendes darüber zu sagen wussten. So waren auch von

[20]Neumann, Märchenfrau Peters 1974 (wie Anm. 19), S. 150.

daher nur schwer wirkliche Erzählerinnen von Märchen auszumachen, wenn sich nicht zufällig eine selbst zu erkennen gab.

Nach längerer vergeblicher Suche in Warin – wo ich Anfang der 1970er Jahre diese speziellen Nachforschungen anstellte – machte ich auch die Bekanntschaft des Ehepaars Hohensee, das an der städtischen Grundschule unterrichtete. Beide, Heinz wie Elisabeth Hohensee, genossen in der Stadt als hochgeachtete und bei ihren Schüler/innen beliebte Pädagogen einen besonderen Ruf; und Frau Hohensee war aufgrund ihrer künstlerischen Tätigkeit als Graphikerin, die ihre Fertigkeiten auch außerschulisch mit Erfolg an Schulkinder weitervermittelte, in weiten Kreisen auch außerhalb Warins bekannt. Beide zeigten sich erfreulich aufgeschlossen, was meine Sammeltätigkeit und die damit verbundenen Probleme betraf, konnten mir aber auch keine Märchenerzählerin im Ort nennen.

Doch schließlich sah Herr Hohensee einen Ausweg und bot mir die (damals eigentlich nicht statthafte) Möglichkeit, stichprobenartig die Kinder in der Schule zu befragen, woher sie ihre Märchen wüssten – mit verblüffendem Ergebnis: Fast alle Mädchen und Jungen der Klassen 1 bis 6 konnten ein paar Märchen angeben, die sie kannten und zum Teil auch nachzuerzählen vermochten, wobei sie als Quellen (neben einigen Märchenbüchern) in der Hauptsache ihre Mütter und „Omas" nannten. Und alle Frauen, die ich anschließend gezielt aufsuchte, bestätigten diese Angaben. Es handelte sich jedoch meist nur um zwei oder drei der „üblichen Märchen", die den Kindern oder Enkeln aus der Grimmschen Sammlung vorgelesen oder in Anlehnung daran frei nacherzählt worden waren.

Aber zum Teil begegnete auch schon eine beachtliche Sujetkenntnis. Die 60jährige Gastwirtsfrau Bibow in Warin z.B. nannte mir sofort zehn der von ihr häufiger erzählten Grimmschen Märchen: „*Knüppel aus dem Sack*, *Rotkäppchen*, *Hänsel und Gretel*, *Die Bremer Stadtmusikanten*, *Der Wolf und die sieben Geißlein*, *Dornröschen*, *Schneewittchen*, *Aschenputtel*, *Rumpelstilzchen*, *Frau Holle*"[21], mit denen sie „so aus der Erinnerung" jahrelang

[21] ATU 563, ATU 333, ATU 327A, ATU 130, ATU 123, ATU 410, ATU 709, ATU 510A, ATU 500, ATU 480.

ihre Enkel unterhalten hatte: „Diese Märchen hab' ich so erzählt bei der Arbeit, dass sie den Kindern verständlich waren. Dann hatte ich ja ruhige Kinder, wenn ich erzählte. Hochdeutsch und plattdeutsch, wie es gerade kam. Die haben ja immer drum gebettelt. Die Märchen waren mir so in der Erinnerung, aber jetzt ist das Gedächtnis nicht mehr so."

Eine andere Warinerin, die etwa gleichaltrige Bäckersfrau Klockzim, meinte, ihre Mutter hätte keine Zeit gehabt, Märchen zu erzählen. Aber sie habe sich selbst einige in der Schulzeit aus „Grimms Märchenbuch" angelesen, und die erzähle sie nun ihren Enkelkindern: „*Rotkäppchen, sieben Geißlein, Schneewittchen, Hänsel und Gretel,* also die üblichen". Zuerst habe sie die Märchen noch vorgelesen, aber nun beherrsche sie sie so, dass sie sie frei erzählen könne. – Leider hatte ich kein Tonbandgerät mit, als ich Frau Klockzim aufsuchte, um sie nach ihrer Märchenkenntnis zu befragen; und sie war zu beschäftigt, um sich die Zeit zu nehmen, die die langsame Wiedergabe der Märchen zur Mitschrift beansprucht hätte.

Auch bei einigen anderen Frauen, die Märchen zu kennen vorgaben, aber „keine Zeit" hatten, sie zu erzählen, ist die Aufzeichnung der Märchen unterblieben. Einmal hieß es sogar: „Disse Märchen sünd jo so bekannt. Dee kennen Se doch ok. Wat sall ick Se dee noch mål vertellen?" Was dann auch nicht geschah.

Ähnliche Auskünfte wie die hier angeführten zeigten, dass in der Regel, wenn man den Kindern Märchen erzählte, wohl Texte und Erzählmuster der Grimmschen Sammlung aufgegriffen und weitergegeben wurden, dass die Erzählerinnen sich jedoch auch auf die jeweilige Erzählsituation bezogen und auf ihre eigene Art erzählten, zumal wenn sie sich der vertrauten heimischen Mundart bedienten.

Solche individuelle mündliche Märchenerzählkunst im Banne des überlieferten Volks- bzw. Buchmärchens stellte natürlich mehr die Ausnahme als die Regel dar; und ich bin tatsächlich auf keine zweite plattdeutsche Märchenerzählerin wie Frau Peters mehr gestoßen. Aber Frauen, die nicht nur Märchen erzählten, weil Kinder oder Enkel sie darum baten, sondern das gerne von

sich aus taten und dabei auch ihre eigenen Ansichten und Erlebnisse in diese Märchen hineinprojizierten, gab es sicher häufiger. Und eine von ihnen, die ebenfalls großen Eindruck auf mich machte, habe ich während der Zeit meiner Aufnahmen bei Frau Peters nur eine Straße weiter auch genauer kennengelernt.

Es war die Rentnerin Berta Freiwald (*1897), die nicht nur vorgab, Märchen zu kennen, sondern sie auch noch fast täglich erzählte, nicht nur den Kindern der eigenen Familie, sondern allen Kleinen, die sich bei ihr einstellten, um ihre Märchen zu hören – mündlich erzählte Märchen, wie sie dieser Band im Wortlaut bietet.

****

Die Märchenerzählerin Berta Freiwald

Persönlichkeit und Lebensweg

Berta Freiwald war eine der Frauen, deren Name und Adresse mir genannt wurden, als ich 1970 die Kinder in der Wariner Schule befragte, ob und von wem ihnen Märchen erzählt würden. Dort wies mich die Schülerin Sibylle Freiwald auch auf ihre „Tante" hin, in der ich eine Frau mittleren Alters, also eine noch relativ junge Erzählerin, vermutete. Als ich sie aufsuchte, öffnete mir jedoch eine schon grauhaarige Seniorin die Tür, die jemand anders erwartet zu haben schien, denn sie sah mich ziemlich überrascht an, was sich noch steigerte, als ich sagte, wer ich sei und dass ich wegen ihrer Märchen komme. Aber dann bat sie mich herein und meinte lächelnd: „Da sind Sie aber der erste Mann, der deshalb zu mir kommt; sonst sind es immer Kinder."

Die zierlich wirkende, etwas verträumt blickende kleine Frau, die ich auf ca. siebzig Jahre schätzte, war, wie sie sagte, alleinstehend, aber lebte zusammen mit der Familie ihres Neffen, die sich um sie kümmere. Sie hätte zwar selbst keine Kinder; aber sie habe seit vielen Jahren die beiden Töchter ihres Neffen und dessen Sohn um sich oder werde von anderen Kindern besucht. Mit denen unterhalte sie sich über alles Mögliche, erzähle ihnen Märchen oder ausgedachte Geschichten und halte manchmal auch ein bisschen Religionsstunde mit ihnen ab, denn so etwas wie Christenlehre gebe es ja kaum noch.

Die bescheiden wohnende, bei dem einfachen Leben, das sie führte, dennoch zufrieden wirkende Frau war offenbar tief gläubig und wirkte bei aller scheuen Zurückhaltung so aufgeschlossen und herzlich, dass ich sie schon als „Märchentante" vor mir sah. Doch Frau Freiwald begann keine Märchen zu erzählen, sondern zog es vor, mit mir, dem erwachsenen Gesprächspartner, über allgemeine Dinge und Probleme zu reden, die sie beschäftigten, und dabei auch aus ihrem bisherigen Leben und über ihren gegenwärtigen Alltag zu berichten. Sie nannte jedoch zumindest einige Märchen, speziell „die üblichen" wie „*Rotkäppchen*, *Hänsel und Gretel*, *Aschenputtel*, *Dornröschen* usw.", die sie ab und an „den

Kindern" erzähle, und meinte, die könne ich mir ja aufschreiben, wenn ich wieder bei ihr einschaue. Dann sei sie darauf eingestellt, und wir hätten auch mehr Zeit zu plaudern.

Frau Freiwald verbrachte ihre Lebenszeit im Kreise von vier Generationen ihrer Familie.[1] Sie wurde am 8. Oktober 1897 in dem Dorf Kommerau bei Graudenz als zweites Kind des Bauern Freiwald geboren. Der Vater bewirtschaftete einen eigenen Bauernhof, dessen Erträge immerhin das Auskommen der Familie sicherten. Hier erlebte die kleine Berta eine glückliche Kindheit, obwohl sie ebenso wie ihre Brüder Paul (*1895) und Gustav (*1899) relativ früh eigene Pflichten übertragen bekam und auch sonst mit anfassen musste, wenn die Arbeit drängte. Die Mutter, eine sehr resolute Frau, war so beschäftigt in Haus und Garten, dass sie nicht näher auf die Wünsche der Kinder eingehen konnte. Die hielten sich auch lieber an den Vater, „der war immer so zufrieden und so" und erzählte vor allem gern, auch märchenhafte Geschichten, die sich der Tochter zum Teil für Jahrzehnte einprägten.

Das wissbegierige Mädchen war glücklich, als es endlich in die Schule gehen konnte. Es lernte leicht und war eine sehr pflichtbewusste Schülerin. Das lag mit an dem Lehrer Paul Behrend, der sie alle Schuljahre in der „Volksschule" zu Kommerau unterrichtete. Er war eine Respektsperson im Ort, obwohl er ein so geringes Gehalt bezog, dass er seine Frau und seine sieben eigenen Kinder davon nicht ernähren konnte und in offenkundiger Armut lebte. Das veranlasste wohl manche Dorfbewohner, ihn gelegentlich zu unterstützen. Bertas Mutter, auch hier resolut, ging sogar so weit, die damals üblichen Naturalabgaben an die Pfarre nicht an den Pfarrer zu liefern, weil der selbst genug habe, sondern sie dem Lehrer zu schicken, der sie nötiger brauche. Behrend war nicht nur als Lehrer anerkannt, sondern interessierte sich zudem für das Volkserzählgut seiner westpreußischen Heimat, das er sammelte, für die Kinder in der Schule nacherzählte

[1] Diese biographische Skizze beruht auf Mitteilungen Berta Freiwalds und ihrer Großnichte Sabine Freiwald, die (wie ihre Eltern und Geschwister) über zwei Jahrzehnte mit der Erzählerin in Warin im gleichen Haus zusammenlebte.

und auch zum Druck vorbereitete. Dabei durfte Berta, seine begabte Schülerin, ihm helfen, was sie noch im Alter stolz betonte: „Für den musste ich solche Geschichten abschreiben. Mit der Schule war ich ja immer gleich fertig, was es da zu schreiben gab." Behrend publizierte neben seinem Schulunterricht eine ganze Reihe von Textausgaben[2], so dass seine junge Helferin neben den *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm, die er besaß, auch das eine oder andere seiner eigenen Bücher von ihm zum Lesen bekam. Dafür war sie ihm dankbar. „Unser lieber Lehrer Behrend", wie sie ihn noch in Warin nannte, war jedoch offenbar ein Mensch, der sie nicht anderen vorzog, sondern alle seine Schüler mit Güte behandelte. So gewann Berta eine besondere Beziehung zu diesem Lehrer, der für sie als Pädagoge wie als Sagen- und Märchenerzähler zum bewunderten Vorbild wurde. Sie begann einige der Märchen, die ihr gefielen, nachzuerzählen; und wenn sie jüngere Kinder damit fesseln konnte oder wenn sie mit ihren Freundinnen „Schule spielte", was sie besonders gern tat, fühlte sie sich schon „selbst wie eine Lehrerin". Und noch als sie zur Schule ging, stand für sie schon fest, dass sie eine „richtige Lehrerin" werden wollte.

Das war jedoch seinerzeit für die Tochter eines nicht sehr begüterten Bauern, dem zudem die berufliche Zukunft seines ältesten Sohnes mehr am Herzen lag, illusorisch. So blieb sie nach der Schulentlassung wie ihr jüngerer Bruder Gustav als landwirtschaftliche Hilfskraft auf dem elterlichen Hof. Im Winter, wenn es weniger Arbeitsspitzen gab, beschäftigte sie sich in ihrer freien Zeit jedoch mit Handarbeiten und versuchte, ohne jede fremde Anleitung, das Schneidern zu lernen. Reichte es zunächst nur zu Flickarbeiten, so bildete sie sich nach und nach tatsächlich zu einer Schneiderin heran, die nicht nur für die Familie, sondern auch für andere Leute im Dorf nähte, zu denen freundschaftliche Beziehungen bestanden. Außerdem versuchte sie, Behrend weiter

[2] Vgl. Paul Behrend: Westpreußischer Sagenschatz. Eine Auswahl der schönsten Heimatsagen. Bd. 1-6, Danzig 1906-1910. – Ders.: Märchenschatz. Volksmärchen, in Westpreußen gesammelt und nach dem Volksmunde wiedergegeben. Danzig 1908. – Ders.: Verstoßene Kinder. Eine Sammlung westpreußischer Volksmärchen. Königsberg 1912.

bei Schreibarbeiten zu unterstützen, und genoß es, wenn sie ihm auch in der Schule gelegentlich zur Seite stehen durfte.

Schon in jungen Jahren, während des Ersten Weltkrieges, fand sie in dem jungen Paul Rahn, vermutlich in ihrem Heimatdorf, auch einen Freund, dessen Zuneigung so viel für sie bedeutete, dass sie sich mit ihm verlobte. Die dann folgende Verlobungszeit war für sie, wie sie noch nach Jahrzehnten wiederholt betonte, die glücklichste Zeit ihres Lebens. Diese Zeit währte allerdings nur kurz, denn ihr Verlobter musste Soldat werden und fand an der Front den Tod. Das war für sie ein Schicksalsschlag, den sie lebenslang nicht verwinden konnte. Sie ging nie wieder eine neue Partnerschaft ein, denn sie konnte sich keinen anderen Mann an ihrer Seite vorstellen und „wollte keinen andern haben".

Nach dem Ersten Weltkrieg kam fast ganz Westpreußen zu Polen, darunter auch die Region um Graudenz. Friedrich der Große hatte 1772 bei der ersten Teilung Polens Westpreußen dem preußischen Staat einverleibt; und inzwischen lebten hier neben der altansässigen polnischsprachigen Bevölkerung auch zahlreiche Deutsche, die nun entweder die polnische Staatsangehörigkeit annehmen oder das Gebiet verlassen mussten. Die Freiwalds entschieden sich, wie die meisten anderen Dorfbewohner auch, zu bleiben.

Für sie änderte sich auch nicht viel, denn in Kommerau war man „gut evangelisch", verkehrte im Wesentlichen nur untereinander und lebte als „Selbstversorger" relativ unabhängig von Kaufzwängen. Hier gab es zudem ein ausgesprochen gutes Nachbarschaftsverhältnis unter den Einwohnern des Ortes, sodass es auch für die jüngeren Leute weder an Kontakten noch an Unterhaltung und Abwechslung fehlte. Außerdem konnte Berta Freiwald in einer Art improvisierter „Sonntagsschule" für die Kinder des Dorfes auch wieder so etwas wie eine Lehrerin sein. Und wenn es auf dem Hof der Eltern auch bescheiden zuging, so herrschte in der Familie doch ein fester Zusammenhalt, so dass sie auch als junge Frau in einer behüteten kleinen Welt lebte. Jedenfalls scheint sie im Grunde kaum etwas vermisst zu haben, denn sie blieb, inzwischen an die Landwirtschaft gewöhnt, auch auf dem elterlichen Hof, als ihr Bruder Gustav ihn verließ und

sich selbstständig machte, indem er den nahe gelegenen Hof eines Onkels übernahm.

Nach dem Überfall Hitlers auf Polen wurde Westpreußen wieder „eingedeutscht". Die ansässigen Polen wurden zum Teil in das sogenannte Generalgouvernement verbracht, und die deutsche Bevölkerung erhielt neuen Zuzug von Deutschstämmigen, die aus den von der Sowjetunion okkupierten baltischen Staaten „umgesiedelt" wurden. Die Kommerauer blieben weiter unter sich, doch die „waffenfähigen" Männer und Burschen mussten wieder die Uniform anziehen und ihren „Wehrdienst leisten". So blieb die anfallende Arbeit in der Haus- und Feldwirtschaft den Alten und den Frauen überlassen; und als bei den Freiwalds noch der Vater verstarb, musste auch die Tochter soweit mit zupacken, dass sie sich nur noch selten ihrer Schneiderei widmen konnte. Zum Glück wuchs in dem Sohn ihres Bruders Gustav, dem Neffen Horst (*1929), dem sie als Kind auch ihre Märchen erzählt hatte, ein „Hoferbe" heran, der sich nach dem Besuch der „Volksschule" zunehmend um die Pferde kümmerte und die Arbeit übernahm, die auf dem Feld mit Pferden zu verrichten war.

Er lenkte auch das Pferdefuhrwerk, mit dem Berta Freiwald und ihre Mutter, gemeinsam mit den anderen Dorfbewohnern, am 21. Januar 1945 vor der heranrückenden Roten Armee flüchteten. Sie hatten dabei insofern „Glück", als sie auf Straßen, die noch nicht vom Militär und von Flüchtlingen verstopft waren, mit ihrem Treck verhältnismäßig schnell vorankamen, sodass sie nicht in das unmittelbare Frontgeschehen gerieten. So gelangte man schon am 14. Februar nach Warin, wo die Freiwalds blieben, während die anderen Kommerauer weiter gen Westen zogen.

In Warin erhielten Berta Freiwald und ihre Mutter ein Zimmer zugewiesen, während ihr Neffe Unterkunft und Arbeit bei dem Wariner Bauern Kruse bekam, wo sich später auch sein Vater einstellte. Horst absolvierte nun eine Tischlerlehre, fand in der Warinerin Ernestine Schoenegge seine große Liebe und zog 1950 nach der Heirat in ein eigenes Haus, das er erwerben konnte und in das er seine Tante Berta, die bis dato ihre gerade verstorbene Mutter gepflegt hatte, ebenfalls mit aufnahm. Hier fand sie erneut die familiäre Wärme, die sie gewohnt war, aber suchte vergebens

eine Anstellung, die ihr zusagte. Daher begann sie nun wieder für die Familie zu nähen, zu stricken und zu flicken, und als sich das herumsprach, auch für andere Wariner, wofür man sie in der Regel nicht mit Bargeld, sondern mit Naturalien: Eiern, Honig, Gartenfrüchten usw. entlohnte, die im Haushalt der Mehrgenerationenfamilie mit verbraucht wurden. Wenn Frau Freiwald nichts Dringendes zu nähen hatte, besuchte und pflegte sie Alte und Kranke in der Nachbarschaft und „ist viel für die Kirche rumgerannt", wie es von ihr hieß. Gleichzeitig kümmerte sie sich um die Kinder ihres Neffen: Klaus (*1951), Sabine (*1953) und Sybille (*1959), um deren berufstätige Eltern zu unterstützen und zu entlasten. Es waren die ersten Kinder in ihrer Familie, die sie von Geburt an in unmittelbarer häuslicher Nähe aufwachsen sah und betreuen durfte, so dass ihnen ihre ganze Liebe galt. Sie mit ins Leben einzuführen, sie zu versorgen, ihr Verständnis und ihre Fähigkeiten zu wecken, mit ihnen Schule zu spielen, ihnen aus ihrem Leben oder Märchen zu erzählen usw. machte fast zwei Jahrzehnte lang einen wesentlichen Teil ihres an sich einförmigen Lebens aus.

Doch Frau Freiwald war sehr kontaktfreudig. So fuhr sie schon bald nach dem Tod der Mutter, nachdem sie sich in Warin eingelebt hatte, Jahr für Jahr zu der Witwe ihres im Krieg gefallenen Bruders Paul nach Thüringen, dessen fünf Kinder sie immer sehnsüchtig erwarteten und so an ihr hingen, dass sie nach acht Wochen, wenn die Tante wieder abreiste, beim Abschied weinten und sie nicht gehen lassen wollten. Und als Berta Freiwald verrentet wurde und „in den Westen" fahren durfte, nutzte sie auch das und besuchte wiederholt die zusammengebliebenen, nun in der Stadt lebenden Kommerauer, denen sie immer wieder willkommen war. Dabei nahm sie die von ihr gefürchteten Strapazen der Reisen in Kauf, ohne sich darüber zu beklagen.

Je älter Frau Freiwald wurde, desto mehr zog es sie jedoch auch wieder „nach Hause" in ihren gewohnten Lebensumkreis. Hier waren die Kinder und ihre tägliche Arbeit ihr Leben. Da sie nicht nur zu Hause schneiderte, sondern, wenn sie darum gebeten wurde, gelegentlich ebenfalls in andere Wohnungen ging, um dort zu nähen und zu flicken, kam sie auch zu anderen Familien mit

Kindern, die ihr zuschauten und denen sie dann Märchen erzählte. Das sprach sich herum. So nahm man sie im Ort bald allgemein als „Märchentante" wahr; und die Kinder aus der Nachbarschaft kamen einfach von sich aus zu ihr, um sie erzählen zu hören.

Wenn Berta Freiwald im Haushalt wirkte, nähte, strickte oder flickte, hatte sie gerne Kinder um sich, die sie nie störten und denen sie auch gütig Unarten nachsah. So bildete sie nicht nur den Mittelpunkt „ihrer Familie", sondern wurde auch zu einer wichtigen Bezugsperson für mehrere Generationen anderer Kinder, wenn sie ins Märchenalter kamen. Sie bekamen allerdings nicht nur Märchen zu hören. Frau Freiwald setzte hier, mehr oder minder bewusst, auch im Alltag gerne ihre frühere Sonntagsschule fort, machte die Kinder „wie eine Lehrerin" mit wissenswerten Besonderheiten des täglichen Lebens bekannt und sprach mit ihnen über christliche Glaubensinhalte und Lebensregeln, nach denen sie selbst in unaufdringlicher Selbstverständlichkeit lebte.

Da Frau Freiwald nach Aussage ihrer Großnichte praktisch nie krank war, konnten bis weit ins Alter hinein alle Kinder, die es wollten, zu ihr kommen. Im Winter oder bei kaltem Wetter kamen die Kinder zu ihr in die Stube, bei schönem Wetter im Sommer setzte sie sich mit ihrer Arbeit vors Haus und zog allein schon dadurch Kinder an, auf deren Anliegen sie gerne einging. Als ich gelegentlich unangemeldet zu ihr kam, saßen mehrere Vier- bis Zehnjährige bei ihr im Zimmer, auf Stühlen, auf dem Bett und auf dem Fußboden. Berta Freiwald saß am Tisch, nähte oder stopfte und erzählte ihnen gerade, wie man nach kurzem Zuhören erkennen konnte, ein Märchen der Brüder Grimm, ganz dem Erzählen hingegeben und mit einer erstaunlichen stimmlichen Variationsbreite. Als sie und die Kinder mich bemerkten, erzählte sie jedoch nur noch das begonnene Märchen zu Ende; es gab trotz meines Bittens kein neues Märchen mehr, und die Kinder wurden „auf morgen" vertröstet. Denn nun wollte sie sich mit mir unterhalten.

Für die Tonbandaufnahmen waren wir jeweils vorher verabredet und dann allein. Wenn jetzt Kinder mit dabei wären, störe das nur, wie die Erzählerin beharrte. Sie erzählte nun nicht mehr wie vor Kindern bei der Arbeit, gleichsam im Nebenbei, sondern auf die jeweiligen Inhalte konzentriert, ohne sich dabei mit etwas

anderem zu beschäftigen. Aber sie ließ sich durch die Ausnahmesituation und das große Aufnahmegerät nicht irritieren, sondern erzählte ebenso sicher und fließend, das jeweilige Märchengeschehen vor Augen, wie sie es für gewöhnlich wiederzugeben pflegte. Es handelte sich fast ausnahmslos um Grimmsche Märchen, was sie seit ihrer Schulzeit wusste. Aber sie wich bei ihrer Wiedergabe so erheblich von den Vorlagen ab, dass zum Teil weithin neue Märchen entstanden, und betonte, darauf angesprochen, nach ihrer Meinung müssten die Märchen so erzählt werden. Nach zwei Tagen, an denen wir jeweils mehrere Stunden Aufnahmen gemacht und 13 dieser Märchen aufgezeichnet hatten, hieß es jedoch, sie kenne noch einige mehr, die sie aber seltener erzähle, und über die wolle sie vielleicht noch etwas nachdenken. Sechs dieser Märchen schrieb sie in der Folgezeit selbst auf und schickte sie mir zu, als ich längere Zeit wegen eng terminierter aktueller Forschungsaufgaben und einer langwierigen Erkrankung nicht wieder nach Warin kam.

Auch Frau Freiwald ging es nicht gut. Ende Dezember 1975 zog sie sich bei einem Sturz einen Oberschenkelhalsbruch zu, der sie für Monate bettlägerig machte und der ihr, auch als sie allmählich wieder gehen lernte, viel von ihrem Lebensmut raubte. Nicht mehr für andere da sein zu können und stattdessen auf fremde Hilfe angewiesen zu sein war ein Schicksal, das sie nicht mehr verkraftete. Vor allem fehlte ihr nun der fast tägliche, für sie ermunternde Umgang mit den Kindern, die ansonsten zu ihr gekommen waren und sich jetzt nicht mehr recht „trauten". Ihre letzten Briefe, die sie mir schrieb, ließen erkennen, wie sehr sie unter ihrem Schicksal litt, ohne damit zu hadern. Ruhig und gefasst, wie es ihre Art war, nahm sie es hin. Um ihre Familie, die sie liebevoll betreute, zu entlasten, bat sie jedoch um Aufnahme in ein Feierabendheim, wo sie in Gottergebenheit geduldig vor sich hinlebte, bis sie am 28. Oktober 1978 „sanft an Altersschwäche" verstarb, betrauert nicht nur von ihren Familienangehörigen am Ort, mit denen sie viele Jahre zusammengewohnt hatte, sondern auch von ihren fernen Verwandten und von vielen Warinern, die sie ob ihres lauteren Charakters und ihrer Hilfsbereitschaft schätzten. Im Ort erinnert man sich ob dieser Eigen-

schaften noch heute an sie. In Erinnerung bleiben sollte sie aber auch als „Märchenfrau", die über Jahrzehnte eine täglich wechselnde Schar von Kindern mit den Märchen und Geschichten, die sie ihnen erzählte, glücklich machte.

Erzählrepertoire und Erzählweise

Neben der beeindruckenden, poetisch begabten „Märchenfrau" Bertha Peters war Berta Freiwald, soweit ich feststellen konnte, in den 1970er Jahren in Warin die Erzählerin mit dem größten Repertoire an märchenhaften Erzählungen. Dabei handelte es sich in der Mehrzahl um Grimmsche Märchen, die sie nach eigener Aussage in der Schule kennengelernt hatte: „Als ich zur Schule ging, habe ich das in Grimms Märchenbuch gelesen." Doch waren ihr wohl auch Grimmsche Märchen im Gedächtnis haften geblieben, die der Lehrer im Unterricht vorgelesen oder nacherzählt hatte, wie die Angabe: „Das ist aus der Schule" zu einigen ihrer Erzähltexte nahelegt. Und schließlich scheint sie einige der Erzählungen ihres Vaters so oft gehört zu haben, dass sie sich ihr ebenfalls einprägten.[3]

Bei den meisten dieser Erzählungen, die Berta Freiwald zum Teil von der Schulzeit bis ins Alter zu erzählen pflegte, handelte es sich um die gängigsten Tier- und Zaubermärchen der Grimmschen Sammlung wie *Die Bremer Stadtmusikanten* (ATU[4] 130), *Der Wettlauf zwischen Hase und Igel* (ATU 275C), *Der Wolf und die sieben Geißlein* (ATU 123), *Rotkäppchen* (ATU 333), *Hänsel und Gretel* (ATU 327A), *Frau Holle* (ATU 480), *Aschenputtel* (ATU 510A), *Dornröschen* (ATU 410), *Schneewittchen* (ATU 709), *Der dicke Brei* (ATU 565), *Tischlein deck dich* (ATU 563) oder *Der Däumling* (ATU 700), mit denen die Kinder leicht anzusprechen waren. In diesen Märchen geht es vor allem um das Schicksal junger Mädchen und Burschen, die nach mancherlei überstandenen Gefahren ihr Lebensglück finden, und um Be-

[3] Nachweise in den Anmerkungen S. 145-148.

[4] ATU = Hans Jörg Uther: The Types of International Folktales. A Classification and Bibliography. Based on the System of Antti Aarne and Stith Thompson. Bd. 1-3, Helsinki 2004 (= FFC 284-286).

gebenheiten im Tierreich, die ähnlich schicksalhaft anmuten. Daneben schienen die wenigen Novellen- und Schwankmärchen der Erzählerin eher zur Unterhaltung ihrer kleinen Zuhörer/innen gedacht zu sein, soweit sich nicht, wie bei den Erzählungen *Die große Rübe* (ATU 1689A) oder *Hans im Glück* (ATU 1415), moralische Nutzanwendungen daraus ableiten ließen. Die beiden Legendensujets von den drei Wünschen, die Gott einem Armen und einem Reichen gewährt (ATU 750A), und von dem hilfreichen Mädchen, auf das es Sterntaler regnet (ATU 779H), sind jedoch erstaunlicherweise ihrer religiösen Note völlig entkleidet.

Allerdings kannte und erzählte Frau Freiwald im Laufe ihres Lebens noch eine Reihe anderer Märchen und Erzählungen, an die sie sich im Alter nicht mehr recht erinnern konnte. So wusste sie z.B. noch genau, dass ihr Großneffe Klaus „das Märchen vom ‚Kleinen Muck'" so gern gehört habe; doch sie meinte, ihr sei inzwischen „der Schluss entfallen, wie es mit der Königstochter wurde".

Wahrscheinlich lernte Berta Freiwald sowohl in der Schule als auch später mehr Grimmsche und andere Märchen kennen, als sie sich merken konnte oder wollte. Doch ob sie Gelesenes oder Gehörtes wie die Grimmschen Märchen der Schulzeit oder die Erzählungen des Vaters schon einfach deshalb weitererzählte, weil sie sie gut im Gedächtnis behielt, oder ob sie eine bewusste Auswahl nach eigenen Intentionen aus dem Erzählgut traf, auf das sie stieß, lässt sich an den adaptierten Buchmärchen nicht ablesen. Denn die Texte der Erzählerin, die sie sich im Laufe der Jahrzehnte zurechterzählte, geben nur noch bedingt die Grimmschen Versionen wieder. Sie erhalten ihre inhaltliche Spezifik und ihre gewollte, bewusste oder unterschwellige Aussage dadurch, dass die Erzählerin sich nicht an den vorgegebenen Textkorpus hielt, sondern ihn nicht nur im Wortlaut, sondern auch im Inhalt mehr oder minder stark veränderte.

Frau Freiwald mochte nämlich die Grimmschen Märchen eigentlich nicht. Sie waren ihr zu unlogisch, zu grausam und zu wenig kindertümlich. So erzählte sie sie, in einfach-naiver hochdeutscher Diktion, auf originelle Weise nach ihrem Ermessen um. *Die Bremer Stadtmusikanten* zum Beispiel, ein Märchen, das auch

bei August Rust[5] und Bertha Peters[6] trotz enger Anlehnung an Grimm zahlreiche individuelle Eigenheiten aufwies, wurde von ihr so einfühlsam aus der Sicht der Tiere erzählt, dass ihre kleinen Zuhörer geradezu gebannt dasaßen, wie ich beobachten konnte. Berta Freiwald begnügte sich in ihrer Erzählung nicht mit der Vertreibung der Räuber. Sondern ihre Tiere finden im Räuberhaus viel Geld, kehren damit zu ihren früheren Besitzern zurück und werden von diesen in Gnaden wieder aufgenommen. Es ist eine mit barer Münze erkaufte Korrektur früheren unsozialen Verhaltens. Doch die Ausmalung des schönen Lebensabends, den die Tiere nun erleben, wird geradezu zum Höhepunkt der Geschichte; und vermutlich schwang dabei ein unterschwelliger Bezug zur eigenen Lebenssituation der Erzählerin im Alter mit. Denn sie lebte sehr bescheiden, aber klagte nicht, obwohl sie sich bessere Lebensverhältnisse wünschte.

Gleichzeitig war bemerkenswert, wie die Erzählerin es verstand, Beängstigendes wie das drohende Schicksal der Tiere am Anfang des Märchens, das sie fast wehleidig schilderte, in der Folge zu überspielen. Dazu meinte sie: „Eigentlich kommen die Räuber ja wieder, und der Hund beißt sie. Aber das mögen die Kinder nicht, wenn ein Hund beißt, und das habe ich auch nie erzählt. Das muss man den Kindern schon zuliebe tun. Die sollen sich ja nicht fürchten."

Dieses Bemühen, die Grimmschen Märchen so wiederzugeben, dass sie keinem Kind Angst einflößten, kennzeichnet fast alle Märchen, die Berta Freiwald erzählte. So blendete sie möglichst alles Schreckliche aus und ließ selbst in den „Schreckmärchen" *Der Wolf und die sieben Geißlein* und *Rotkäppchen* den Wolf am Leben. Bei ihr trollt sich der Bösewicht am Schluss mit den Steinen im Bauch davon, wozu sie bemerkte: „Eigentlich versäuft der Wolf ja, aber das vom Brunnen erzähl ich nicht. Die Kinder mögen das nicht, wie der Wolf ertrinkt, nicht mal, dass er ertrinkt." Auch menschliche Bösewichte wie die Stiefmütter in den Märchen von *Schneewittchen* oder *Aschenputtel* entgehen ihrer eigentlichen Strafe; sie werden zum Ende einfach nicht mehr

[5] Neumann, Volkserzähler Rust 1970, Nr. 216.
[6] Neumann, Märchenfrau Peters 1974, Nr. 8.

erwähnt. Nur die Hexe in *Hänsel und Gretel* wird in das brennende Herdfeuer gestoßen, wozu es jedoch heißt: *Eigentlich tat ihr* [Gretel] *das auch noch leid um die Hexe.* [...] *Aber sie musste das ja tun, sonst wären sie ja drangekommen* (S. 27).

Wie hier versuchte Berta Freiwald, das Geschehen so einleuchtend wie möglich zu schildern, weil jedes Kind, auch wenn ihm das Märchen noch fremd war, alles verstehen sollte. Daher wurde von ihr selbst schwer Vorstellbares wie der Inhalt des *Däumlings*-märchens (wiewohl gegenüber Grimm[7] um einige Episoden verkürzt) eingehend veranschaulicht: Das beginnt gleich nach der Geburt des Däumlings: *Wie sie das kleine Püppchen nun wickelten und anzogen, war es doch zu süß, wie eine Puppe, aber niedlich, so kleine Fingerchen, so eine kleine Stupsnase, ganz wunderhübsch sah das Kind aus.* Und als der Däumling laufen lernt: *Er musste kleine Schuhe haben, die waren so zierlich klein, und kleine Handschuhe im Winter und ein kleines Mützchen. Ach, die Frau, die hat gehäkelt und gestrickt für den Kleinen* (S. 57f.). Die Figur des Helden und dessen Abenteuer sind so eingehend beschrieben, dass man den kleinen Kerl und dessen Agieren förmlich vor sich sieht. Und im Märchen vom *Tischlein deck dich* kommt die Erzählerin geradezu ins Schwärmen, als der wunderbare Tisch dann zu Hause ausprobiert wird: *Und alles, was sie sich wünschten, stand auf dem Tisch: Feines Brot, Butter, Roh- und auch Kochschinken, Spiegelei usw. Sogar Geschirr, Tassen, Teller, Gläser und Besteck. Ich weiß ja auch nicht, was sie sich so wünschten* (S. 54).

Natürlich sind Zaubermärchen auch immer Wundermärchen. So wird das selbstverständliche Wunder auch in den Erzählungen von Berta Freiwald als gegeben hingenommen. Selbst der Umstand, dass die beiden Schwestern im Märchen von *Frau Holle* nach dem Sturz in den Brunnen in einer Art Unterwelt ankommen und dann von dort unten Schnee auf die Erde herabschütteln, wird von ihr nicht hinterfragt. Nur im Märchen vom *Tischlein deck dich* entfährt ihr die Bemerkung: *Und nun kommt das Wunder,* bevor sie das Wesen dieses Tisches erläutert (S. 51).

---

[7] Vgl. die Gesamtausgabe letzter Hand von 1857, Nr. 37 und 45.

Dennoch wird selbst der Inhalt der Zaubermärchen immer wieder von der zeitgenössischen Realität her gesehen. So weist Berta Freiwald im Märchen vom *Tischlein deck dich* auch darauf hin, dass es den Handwerkern schlecht geht, da sie oft lange auf Bezahlung warten müssen, lässt alle drei Schneidersöhne die Lehre mit der Note ‚Sehr gut' beenden, schildert die Futterknappheit bei Dürre und führt eine Ziege vor, die erst sprechen lernen muss, ehe sie so aufmüpfig antworten kann. Die Zwerge im *Schneewittchen*märchen haben eine Couch in ihrer Hütte; und Schneewittchen selbst muss Milch trinken, um ihre Vergiftung loszuwerden. Als die Kuh den Däumling verschluckt hat, wird der Tierarzt geholt, der sie vorsichtig operieren muss, usw.

Und damit die Kinder auch soziale und materielle Gegebenheiten der Vergangenheit besser verstehen, werden diese jeweils mehr oder minder ausführlich erklärt, ehe die Erzählerin mit dem Märchengeschehen fortfährt. So weist sie etwa darauf hin, dass ein Holzhacker oder Schneider nicht viel verdiente (S. 22), schildert, wie es Aschenputtel in der Küche ging (S. 33), oder betont, wie primitiv gekocht wurde, als noch kein elektrischer Herd existierte (S. 55). Und im Märchen von *Doktor Allwissend* entwirft sie geradezu das Zeitbild einer Vergangenheit, in der der König sein Vermögen noch auf keiner Bank, sondern im Schloss in einem Geldschrank aufbewahrte, in der zwar eine Krankenkasse fehlte und es noch keine Eisenbahn gab, so dass man mit der Kutsche fahren musste, in der aber zur raschen Nachrichtenübermittlung merkwürdigerweise schon ein Telegramm benutzt wurde.

Auch zu der in den Augen der Erzählerin ethisch bedenklichen Handlungsweise der Märchengestalten finden sich wiederholt Bemerkungen, die das Geschilderte kommentieren und den Kindern helfen sollten, Gut und Böse zu unterscheiden. So lässt sie etwa die Mutter der sieben jungen Geißlein feststellen, als sich der Wolf mit den Steinen im Bauch davonschleppt: „*Das hat man davon, wenn man so etwas Schlechtes tut. Wir dürfen niemals etwas Schlechtes tun*" (S. 18). Rotkäppchen wird gerügt, weil sie sich nicht an das Gebot der Mutter hielt; die faule Marie bei Frau Holle wird getadelt, weil sie mit ihrer Faulheit den Kindern das

Rodelvergnügen verdirbt; und die diebischen Diener, die Doktor Allwissend durch Zufall entlarvt, erhalten trotz ihres Geständnisses kein Pardon, sondern werden eingesperrt.

So begegnen denn auch immer wieder didaktische Züge: Wenn man so schwarz und schmutzig sei wie Aschenputtel, sehe das nicht gut aus (S. 33). Daher waschen sich Rotkäppchen und die Großmutter *natürlich* erst, als sie glücklich aus dem Bauch des Wolfs heraus sind, bevor sie *einen schönen Geburtstag* feiern (S. 22). Rotkäppchen verspricht, in Zukunft folgsam zu sein; der diebische Wirt, der den Knüppel aus dem Sack zu spüren bekommen hat, will nie wieder etwas Böses tun; und das *Aschenputtel*-märchen endet mit der Feststellung, dass das Gute belohnt wird.

Dementsprechend weisen die von Berta Freiwald erzählten Märchen auch eine deutliche Tendenz zur Harmonisierung auf. So wird in ihnen häufig betont, wie lieb sich die Mütter und ihre Kinder haben, wobei die Erzählerin ihr eigenes liebevolles Verhältnis zu Kindern in ihre Erzählungen projiziert. Und in den meisten ihrer Märchen wird zum Schluss festgestellt, dass die Hauptgestalten in der Folge zufrieden und glücklich gelebt hätten.

Ein solches Happy End sollte die Erwartung der Kinder nach einem guten Ausgang der erzählten Märchen befriedigen. Doch Berta Freiwald wandte sich auch, wie in der Geschichte von *Hase und Igel*, gleich am Anfang und gelegentlich im Verlauf des Erzählens direkt an ihre kleinen Zuhörer/innen. So sprach sie z.B., als es ums Bettenschütteln bei Frau Holle ging, den Spaß der Kinder am Rodeln an, ließ sie mitwünschen, was auf dem Tischlein deck dich an Leckerbissen stehen sollte, malte ihnen das reizvolle Spielen mit dem kleinen Däumling aus usw.

Frau Freiwald erzählte aber natürlich nicht nur mit Blick auf den Beifall der Kinder, sondern in ihren Märchen spiegelt sich auch ein Stück ihrer eigenen Persönlichkeit wider. So legt sie z.B. im Märchen von *Hase und Igel* dem Stacheltier auf seinem morgendlichen Spaziergang ihre eigene Auffassung von der Schönheit der Natur in den Mund (S. 12) und lässt die Igelfrau die Kluge sein, die sich den Plan ausdenkt, wie der Hase im Wettlauf zu besiegen sei. Das Gerechtigkeitsempfinden verlangt jedoch, dass er als der Betrogene wieder gesund gepflegt wird und zu

seiner Familie zurückkehren kann, womit alles wieder im Lot ist. Menschen hingegen benötigen Geld zu ihrem Lebensunterhalt, wie die Erzählerin nur zu gut wusste; und so liegt hier ein ganz wesentlicher Akzent ihrer Märchen: Den Bauern, denen die Bremer Stadtmusikanten ihre Beute bringen, Dr. Allwissend, der eine große Belohnung erhält, oder der Schneiderfamilie mit dem Goldesel – ihnen allen geht es erst gut, als sie über das nötige finanzielle Polster verfügen. Selbst die legendenhaften Erzählungen von den *Sterntalern* und von den *drei Wünschen*, die Gott gewährt – Sujets, in denen das Schicksal armer Leute geschildert wird, enden damit, dass sie nun so gut mit Geld ausgestattet sind, dass alle Not ein Ende hat. Besonders das edle Tun der kleinen Marie, die in den *Sterntalern* großherzig ihre gesamte Kleidung an frierende Kinder verschenkt, bis sie selbst ganz bloß dasteht, erscheint mit der Vorstellung verknüpft, dass Gold und Geld glücklich machen. Auch im Märchen von *Hans im Glück* geht es zunächst ums Geld. Doch als nach mehreren Tauschgeschäften nichts davon übrig bleibt, steht am Schluss die Einsicht: *Man muss zufrieden sein mit dem, was man hat*: die Lebensmaxime der Erzählerin.

Frau Freiwald besaß zwar nach Auskunft ihrer Großnichte eine irgendwo aufbewahrte Ausgabe Grimmscher Märchen, las aber nie darin, weil für sie die Märchen eben nur so richtig waren, wie sie sie erzählte. Dabei gab es für sie keinen ganz bestimmten festen Inhalt, sondern sie erzählte sie jedes Mal aus dem Augenblick heraus neu, wie sie selbst zugab. Manchmal geschah das sogar an zwei Tagen hintereinander, so dass ihre kleinen Zuhörer und insbesondere ihre beiden Großnichten sich oft wunderten und der Erzählerin vorhielten: „Gestern hast du das aber ganz anders erzählt."[8]

So gibt es in jedem Märchen von Berta Freiwald nicht nur mehr oder minder große Abweichungen vom Inhalt der Grimmschen Versionen, sondern auch andere Akzente, die zum Teil den ganzen Tenor der Erzählungen bestimmen. Für sie waren die Märchen sowohl ein Stück Poesie, um Kindern Freude zu berei-

[8] Leider war es mir seinerzeit nicht möglich, solche Variationen durch wiederholte Aufzeichnungen der Märchen zu erfassen.

ten, als auch ein Medium, ihnen die eigenen Ansichten über das Leben zu vermitteln. Und beides glückte ihr offensichtlich, obwohl sie die Märchen zum Teil bei jeder Wiedergabe wieder anders erzählte. Ihre unaufdringlichen Ermahnungen, die sie aus dem Märchengeschehen ableitete, bewirkten jedoch, dass manche Kinder beim Abschied versprachen, brav sein zu wollen.

Die Kinder, die zu ihr kamen, um ihren Erzählungen zu lauschen, hatten natürlich vor allem die Märchen*inhalte* im Auge. Frau Freiwald trug jedoch diese Inhalte nicht nur einfach vor, wie sie ihr „richtig" dünkten, sondern stellte sich ganz zwanglos auch stimmlich auf das jeweils Geschilderte ein. Diese akustische Untermalung gab dem von ihr Erzählten eine solche Anschaulichkeit, dass die Kinder geradezu gefesselt an ihren Lippen hingen.

Leider vermögen die bloßen Texte nur eine unvollkommene Vorstellung davon zu vermitteln, wie Frau Freiwald den Kindern erzählte. Die Tonbandaufzeichnungen hatten zwar zunächst die stimmliche Modulation der Erzählerin während des Erzählens mit festgehalten. In den zurückliegenden Jahrzehnten hat jedoch die Qualität der Bänder so sehr gelitten, dass ihnen kaum noch der gespeicherte Wortlaut zu entnehmen ist.

Liest man die aufgezeichneten, rechtzeitig transkribierten Märchentexte, die mehr oder weniger konträr von den vertrauten Grimmschen Versionen abweichen, so haben sie natürlich einen gewissen Verfremdungseffekt. Obwohl dadurch die Substanz der Märchen nicht in Frage gestellt wurde, irritierte er die Kinder, sobald sie die Texte bei Grimm selbst nachlesen konnten: „Die sagen denn: ‚Nein, Tante Berta, du gammelst ja. So steht das nicht im Buch.'"

Aus volkskundlicher Sicht haben wir es bei Berta Freiwald jedoch mit einer schöpferischen, sehr erzählfreudigen Erzählerin zu tun, die sich nicht nur eine weitreichende Kenntnis beliebter Buch- und Volksmärchen in ihrer westpreußischen Heimat erwarb, sondern als Flüchtling in Mecklenburg diese Märchen auch hier im lebendigen Erzählen weitergab, wobei sie sie stets aufs Neue erfindungsreich ihren eigenen Aussagebedürfnissen und dem Aufnahmevermögen mehrerer Generationen kleiner Kinder anzupassen verstand.

Abb. 8: Die Erzählerin Berta Freiwald (*8.10.1897, †28.10.1978)

Die Märchen-Illustratorin Elisabeth Hohensee

Märchen als Kindheitserlebnis und Lebenshilfe

Ihr Leben verlief nicht gerade wie im Märchen. Aber sie liebte Märchen und Märchenhaftes, das sie immer wieder in Bildern wiederzugeben versuchte, und das bestimmte weithin ihr Leben.[1]

Elisabeth Hohensee (geb. Thomas) wurde am 5. November 1928 im Norden Ostpreußens, in dem kleinen, nördlich der Memel gelegenen Ort Robkojen im Kreis Tilsit geboren. Die Memel bildete zu dieser Zeit die Grenze zwischen dem bei Deutschland verbliebenen Teil Ostpreußens und dem Memelland im Norden, das nach dem verlorenen I. Weltkrieg von Frankreich besetzt, dann trotz der überwiegend deutschsprachigen Bevölkerung Litauen zugesprochen und 1924 endgültig in den litauischen Staat eingegliedert worden war. Hier wuchsen Elisabeth und die drei jüngeren Brüder in einer harmonischen Familienatmosphäre auf. Der Vater war Lehrer, die Mutter besorgte den Haushalt. Doch beide kümmerten sich sehr um die Kinder und waren bemüht, ihnen früh Bildungserlebnisse zu vermitteln. So wurde z.B. die Hausmusik gepflegt, die Mutter brachte der Tochter im Nebenbei Handarbeiten bei, und auch der Bücherschrank des Vaters stand den Kindern offen. Frau Hohensee erinnert sich: „Dort waren besonders anziehend Bildbände: Ludwig Richter, Anselm Feuerbach, Arnold Böcklin, Moritz von Schwind, Wilhelm Busch." Auch „Skizzenbücher eines im I. Weltkrieg gefallenen Onkels und ein malender Kollege meines Vaters wurden bewundert. Wir Kinder zeichneten und malten alle gern."[2]

Dem kam entgegen, dass die Eltern den Kindern auch häufig Märchen vorlasen oder erzählten, die das aufgeweckte Mädchen

---

[1] Ein kurzer biographischer Abriss bei Siegrid Tusch: Frauen in Nordwestmecklenburg im Wandel der Zeiten. o. O., [1997], S. 9-16: Es war einmal. Das Leben der Elisabeth H. Von hier wurden einige Angaben in die jetzige Darstellung übernommen.

[2] Ute Mohrmann: Autobiographisches von Freizeitkünstlern der DDR. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 28, N.F. 13 (1985), S. 143-180, S. 169-171: Elisabeth Hohensee, hier S. 169.

dann so beschäftigten, dass es früh begann, einzelne Szenen daraus, wie sie ihm vor Augen standen, in einfacher kindlicher Darstellung nachzumalen. In der Schule gab es zwar keinen Zeichenunterricht. Doch da der Vater auch Märchen im Schulunterricht nutzte und die Kinder dazu anhielt, Zeichnungen zu den vorgelesenen Märchen anzufertigen, konnte die künstlerisch begabte Tochter sich hier weiter darin üben. Noch Jahrzehnte später betonte sie: „Da ich Märchen bis zum heutigen Tage liebe, waren es für mich trotzdem schöne Stunden. Für mich stand fest: Ich werde Märchenbuchillustrator oder Kostümbildner."[3] Weil sie auch zu Hause eifrig malte, entstanden schließlich nicht mehr nur altersgemäße Malereien, sondern Bilder, die bereits Illustrationen genannt werden konnten. Und als die Familie 1937 in die Stadt Heydekrug umzog, konnte die ebenfalls in den Unterrichtsfächern überdurchschnittlich gute Schülerin auch von der Volks- in die dortige Herder-Oberschule wechseln, um sich mit dem Abitur günstige Startbedingungen in den Beruf zu schaffen.

1939 wurde das Memelland nach massivem Druck Hitlers von der litauischen Regierung an Deutschland „zurückgegeben" und wieder zu einem Teil Ostpreußens. Das brachte zwar auch dem deutschsprachigen Bevölkerungsteil keine Verbesserung seiner Lebensumstände, bewahrte jedoch die Einwohner dieses Gebietes davor, kurze Zeit später infolge der anschließenden Okkupation Litauens durch Stalin unter dessen gefürchtete Herrschaft zu geraten. Doch als sich das voraussehbare Fiasko abzeichnete, mit dem der Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion endete, und die Rote Armee sich wieder der deutschen Grenze näherte, mussten zuerst die Ostpeußen im Memelgebiet die Heimat verlassen.

1944 wurden Frau Thomas und ihre Kinder nach Neidenburg im Süden Ostpreußens „evakuiert", von wo sie im Januar 1945 mit einem der letzen Züge nach Schneidemühl in Hinterpommern flohen, wo sie sich mit anderen Verwandten trafen. Aber auch hier rückte die Front näher. Und da alle noch irgendwie „kriegstauglichen" Männer zum „Wehrdienst" verpflichtet worden waren, mussten die Frauen und Kinder allein auf sich gestellt weiter-

[3]Mohrmann/Hohensee 1985 (wie Anm. 2).

ziehen. Zum Glück mussten die Bauern des Ortes, in dem sich Familie Thomas mit einigen Verwandten aufhielt, Gespanne stellen, sodass sie auf der weiteren Flucht auf einem der mit Dachkonstruktionen versehenen Wagen mitfahren konnten. Aber bei der eisigen Kälte, die herrschte, konnte man es dort auch nur kurzzeitig aushalten. Auf den tief verschneiten, überfüllten Straßen gelangte der Treck, zumeist begleitet von Trupps zurückflutender Soldaten, zudem nur quälend langsam über die Oder bis in die Nähe von Anklam, wo der Mutter und den Kindern im Auffanglager Rothemühl eine kurze Verschnaufpause vergönnt war. Von dort ging es dann zu Fuß weiter über Malchin, Teterow und Bützow nach Bad Kleinen, wo sie von amerikanischen Soldaten aufgegriffen, nach Schwerin in ein Lager gebracht und schließlich in das nahegelegene Dorf Dümmer geschickt wurden.

Hier erlebten die Familie und ihre Verwandten, vom Bürgermeister des Ortes nur notdürftig in einer Scheune untergebracht, den Abzug der Amerikaner und die Inbesitznahme der Gegend durch die „Russen", vor denen man monatelang angstvoll unter großen Mühen geflüchtet war. Da wuchs die von den Strapazen der Flucht gezeichnete Mutter, um die unzumutbare Unterkunft in der Scheune nicht noch mit russischen Soldaten teilen zu müssen, über sich selbst hinaus und setzte es beim Kommandanten durch, das die ganze kleine Familiengruppe zu einem Bauern ins Haus ziehen konnte – was die Tochter noch nach Jahrzehnten bewundernd berichtete. Doch ohne Nachricht, ob der Vater noch am Leben war, zwang nun die Notlage der mittellos gewordenen Familie die erst Siebzehnjährige, für die kranke Mutter und die jüngeren Geschwister zu sorgen. Sie musste also notgedrungen auf den Schulbesuch bis zum Abitur verzichten und, da sich nichts anderes bot, bei einem Bauern als landwirtschaftliche Hilfskraft arbeiten, um zumindest notdürftig den täglichen Lebensunterhalt für sich und die Ihren bestreiten zu können. Zum Glück wurde es Sommer, und die Brüder konnten auch essbare Pflanzen und Beeren im Wald sammeln, Ähren lesen oder Kartoffeln stoppeln, um den Hunger der Familie stillen zu helfen. Doch die Hauptlast ihrer Existenzsicherung hatte die Schwester als die Älteste der Geschwister zu tragen, obwohl sie die tägliche,

oft zwölfstündige Arbeit im Stall und auf dem Feld über Gebühr anstrengte.

Dennoch waren ihr Selbstbehauptungswille und ihre Sehnsucht nach künstlerischem Tun so stark, dass sie begann, mit aufgefundenen Buntstiften auf gesammeltem Pappkarton wieder Bilder zu Märchentexten zu malen, die erfreulichen Zuspruch fanden. Mehrere zusammengeheftete Bildseiten ergaben dann kleine Märchenbücher, die bei den Kindern im Ort und in der Umgegend bald so begehrt waren, dass sie ihre Eltern bedrängten, ihnen Exemplare davon zu schenken. Und da die Eltern der Kinder meist Bauern waren, „bezahlten" sie die Büchlein in der Regel mit Lebensmitteln, die direkt zum Überleben der mittellosen Familie beitrugen. Das gab der jungen Kunstelevin nicht nur das beglückende Gefühl, mit ihrer Malerei etwas Nützliches zu tun, sondern auch neuen Lebensmut.

Auf dem Weg zur Kunsterzieherin und Märchen-Illustratorin

Aber das war zunächst keine Option für die Zukunft. Daher bewarb sich die Zwanzigjährige im Jahre 1948 spontan um einen Studienplatz, als sie in einer Tageszeitung las, dass im „Institut für Lehrerbildung" in Neukloster Neulehrer ausgebildet würden. Da der Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekommen war, musste sie nicht mehr allein für das Wohl der Familie sorgen. Sie machte die Aufnahmeprüfung, ließ sich zur Unterstufenlehrerin ausbilden, und wurde aufgrund der überdurchschnittlichen Allgemeinbildung, die sie mitbrachte, bereits nach zwei Semestern auf ihre erste Lehrerstelle nach Welzin auf Usedom geschickt. Hier nutzte sie neben ihrem Unterricht die Möglichkeit, mehrere Klassenzimmer bildkünstlerisch auszuschmücken. Da sie darin aber keine Möglichkeit sah, sich auch künstlerisch weiterzuentwickeln, bemühte sie sich um eine Versetzung nach Wismar, um an der dortigen „Fachschule für angewandte Kunst" ein Studium aufzunehmen. Dort lehnte man sie damals jedoch ab, weil sie „kein Arbeiter- und Bauernkind" sei. Sie wurde in das dreißig Kilometer von Wismar entfernte Städtchen

Warin versetzt, von wo aus sie, allerdings nur kurzzeitig, zumindest die Möglichkeit hatte, am Abend gelegentlich zum Zeichnen zu gehen – bis die Fachschule kurz darauf in das für sie zu weit entfernte Heiligendamm verlegt wurde.

So malte die junge Künstlerin zunächst auch ohne Anleitung auf ihre herkömmliche Art weiter, wenn sie die Zeit dafür fand. Dabei folgte sie auch ihrer alten Liebe zum Märchen und begann z.B., die Erzählungen *Die kleine Meerjungfrau* und *Die Nachtigall* des Dänen Hans Christian Andersen zu illustrieren. Als Beispiele seien hier jedoch zwei ihrer damals entstandenen Aquarelle zu dem bekannten Märchen von *Ali Baba* angeführt, die davon zeugen, über welch beeindruckendes Naturtalent die im Grunde immer noch ohne alle Schulung einfach „aus Spaß an der Freud'" Malende verfügte. Auf beiden Bildern ist mit sicherer Hand nicht nur die eigentliche Märchenszene dargestellt, sondern das Besondere der orientalischen Märchenwelt so eingängig miterfasst, dass man sich sofort in diese Welt hineinversetzt fühlt. Ich gestehe, ein ganz besonderes Verhältnis zu diesen bei aller Kunstfertigkeit so schlichten und doch so faszinierenden Aquarellen (Abb. 10-11) gefunden zu haben, und glaube, dass das Naturtalent ihrer Schöpferin zur Entwicklung zu einer bedeutenden Malerin geführt hätte, wenn es auf einer Kunstakademie in einer ihr angemessenen Weise ausgebildet worden wäre. Aber dahin führte damals offenbar kein Weg. Erst ihr zweiter Bruder erhielt die Gelegenheit, nach dem Besuch der Fachschule in Heiligendamm auch noch an der „Hochschule für Bildende Kunst" in Dresden zu studieren.

Zu Beginn ihrer Tätigkeit an der Wariner Fritz-Reuter-Schule legte die zunächst auch hier Fremde 1951 die erste und 1953 die zweite Lehrerprüfung ab, sodass sie berechtigt war, auch in höheren Klassen zu unterrichten. Und um ebenfalls in künstlerischer Hinsicht pädagogisch wirken zu können, begründete sie an ihrer Schule eine außerschulische Arbeitsgemeinschaft „Zeichnen und Malen", die sich als so rührig erwies, dass sie auch bald von sich reden machte. Gleichzeitig lernte sie in ihrem Lehrerkollegen Heinz Hohensee ihren Lebensgefährten kennen, den sie 1951 heiratete. Im Jahr darauf wurde ihr Sohn Falko geboren, der das Familienglück vollkommen machte.

Abb. 10: Szene aus dem Märchen Ali Baba

Abb. 11: Szene aus dem Märchen Ali Baba

Bei allen schulischen und häuslichen Anforderungen verlor die junge Mutter jedoch ihre eigene künstlerische Entwicklung nicht aus den Augen. So nahm sie in den Jahren 1955 und 1956 an den vom „Kulturbund" organisierten Volkskunstlehrgängen teil, „um sich das nötige Rüstzeug anzueignen". Und als sich 1956 die Chance bot, am „Pädagogischen Institut" in Erfurt eine Spezialausbildung in Kunsterziehung zu absolvieren und darin ihre Fachlehrerprüfung abzulegen, nahm sie auch schweren Herzens für ein ganzes Jahr Abschied von ihrem Mann und ihrem fünfjährigen Sohn, den ihre Mutter in der Zeit betreute, damit sie diese Chance nutzen konnte. Nach der Rückkehr konnte sie fast ausschließlich das ihr lieb gewordene Fach Kunsterziehung unterrichten, von der ersten bis zur zehnten Klasse. Das kam ihren pädagogischen Ambitionen entgegen.

Um sich weiter zu entwickeln, suchte und fand Frau Hohensee jedoch auch Anschluss an die offizielle Fördergruppe für Grafik und Malerei des „Bezirkskabinetts für Kulturarbeit" in Schwerin, die sich 1966 aus Laienkünstlern bildete und von Berufskünstlern betreut wurde. Hier fühlte sie sich künstlerisch sowohl gefordert wie vielseitig gefördert und auch ausgesprochen wohl, wie sie berichtete:

> „Wenn auch strenge Maßstäbe an die Arbeit der einzelnen Mitglieder gelegt wurden, war doch die Atmosphäre aufgeschlossen und herzlich, kameradschaftlich. Wir trafen uns einmal im Monat zu Konsultationen, diskutierten Ideenskizzen, Entwürfe, fertigten Arbeiten. Auch an gemeinsamen künstlerischen Arbeiten festigte sich das Kollektiv, wie z.B. an der Bild-Serie ‚Mecklenburg – gestern und heute' (Kaltnadelradierungen)." [4]

Dabei konnte die engagierte Lehrerin sich nicht nur selbst weiter ausbilden, sondern anschließend mit dem dort Angeeigneten auch ihre Schüler/innen in der von ihr neben dem Schulunterricht geleiteten Arbeitsgemeinschaft noch gezielter fördern. Der Lohn waren wiederholt Preise für ausgestellte Arbeiten begabter junger Teilnehmer/innen aus diesem Kreis, nicht nur in der DDR, sondern auch in verschiedenen anderen Ländern, in denen die Aus-

[4] Mohrmann/Hohensee 1985 (wie Anm. 2), S. 170.

stellungen durchgeführt wurden. So heißt es bereits 1966 in einem Pressebericht im *Norddeutschen Leuchtturm*:

> „Die Wariner Arbeitsgemeinschaft, die etwa 30 Schüler von der ersten bis zur zehnten Klasse umfaßt, hat inzwischen sogar internationales Ansehen errungen. Das ist ungeheuer viel für eine gemeinhin nicht weiter auffallende polytechnische Oberschule in Mecklenburg, wird doch so der Name Warin beispielsweise in Indien und Finnland, in Polen und in der UdSSR bekannt. Es vergeht seit 1960 kaum ein Wettbewerb für künstlerisches Volksschaffen, an dem sich Warin nicht beteiligt, ja mehr noch, aus dem der Zirkel keine ersten Preise mit nach Hause bringt." [5]

Frau Hohensee ging völlig in der schulischen wie außerschulischen Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen auf und konnte dabei durch die Jahre Erfolge aufweisen, die nicht zu übersehen waren. So wurde sie aufgrund ihrer weit über die Landesgrenzen hinaus bekannten und anerkannten Arbeit als Kunsterzieherin 1967 zum Oberlehrer befördert und im Jahr darauf mit dem Titel „Verdienter Lehrer des Volkes" geehrt. Dennoch nahm Frau Hohensee ab 1969 noch einmal an einer weiteren Ausbildung teil, an der „Spezialschule für Künstlerisches Volkskunstschaffen" in Schwerin, an der sie auch das offizielle Diplom als Zirkelleiterin für die Bereiche Grafik, Malerei und Textil erwarb.

Gleichwohl gab sie ihren eigentlichen Berufswunsch, Bücher für Kinder zu illustrieren, nie auf. So kehrte sie nach Arbeiten zu unterschiedlichen gegenwartsbezogenen Themen, die sie in und außerhalb der Schweriner Grafikgruppe vollendete, schließlich zum Märchen zurück. Auslösendes Moment war eine illustrierte, speziell für Kinder bestimmte Ausgabe mecklenburgischer Volksmärchen[6], die sie von ihrem Vater zu Weihnachten geschenkt bekam. Hier reizten sie einige Märchen zu eigener Darstellung.

---

[5] D-a-K [= Dieter Angrick]: Tief wurzelt die Freundschaft. Eine Schülerarbeitsgemeinschaft aus Warin ist in aller Welt bekannt. In: Norddeutscher Leuchtturm Nr. 707 vom 3. Dez. 1966, S. 1 und 4.

[6] Kreuzbube Knud und andere mecklenburgische Märchen. Aus der Sammlung Richard Wossidlos hrsg. von Paul Beckmann. Mit Illustrationen von Herbert Bartholomäus. [1955]. 2. Aufl. Berlin: Kinderbuchverlag, (1959).

Zwei ihrer Brüder, denen sie als junge Lehrerin zum Teil den Oberschulbesuch finanziert hatte und die später die „Fachschule für angewandte Kunst" in Heiligendamm besuchen konnten, gaben ihr jetzt die nötige Anleitung zum „Naturstudium". So trieb sie, um möglichst viel landschaftliches Kolorit in ihre Darstellung der Märchenszenen mit einbringen zu können, zunächst (vor allem in den Museen zu Schwerin und Gadebuch) eingehende Studien zur mecklenburgischen Landes- und Volkskultur.

Das Ergebnis spiegelt sich in den einprägsamen Linolschnitten wider, die Frau Hohensee 1969 zu den Märchen *Das Landschiff* (ATU[7] 513B), *Die drei Königskinder* (ATU 707), *Klarawunde* (ATU 531), *Der Tambour und die Prinzessin* (ATU 400) und *Die Schwanenmädchen* (ATU 400 + 313) schuf. Hier erscheint das Märchengeschehen jeweils landschaftlich verortet dargestellt. Auf der Illustration zum *Landschiff* (Abb. 12) z.B. tragen der Bursche und das hilfreiche Männchen im Vordergrund bäuerliche Kleidung des 19. Jahrhunderts. Das Schiff auf Rädern ist der hansischen Kogge nachempfunden. Und im Hintergrund sieht man die anderen drei übernatürlichen Helfer des Helden und ein Schloss in der Art des Stralsunder Rathauses, aus dem die Prinzessin (in Mecklenburger Tracht) herauswinkt. – Das Bildnis zu den drei *Schwanenmädchen* (Abb. 13) mit dem Ähren lesenden Jungen im Vordergrund führt auf der linken Bildleiste detailreich ein ganzes Panorama heimischer Volksgestalten auf. – Und im Geäst des Baumes, unter dem der dort lagernde *Tambour* von der in Tracht gekleideten *Prinzessin* Beutel mit Geld (?) erhält (Abb. 14), ist dieser Tambour oben noch zweimal handelnd sichtbar. Zugleich soll der dort neben einem Niederdeutschen Hallenhaus mit Pferd und Wagen dargestellte Mann zweifellos auf ein Geschehen im ländlich-bäuerlichen Bereich weisen. So kann der Betrachter nicht nur in etwa den Inhalt der Märchen erahnen, sondern wird zugleich auch bildlich auf die regionale Märchenwelt verwiesen. – Und das geschieht im Grunde auch schon deutlich auf dem ersten Linolschnitt des Zyklus, auf dem ein Vater zu sehen ist, der seiner

[7] ATU = Hans-Jörg Uther: The Types of International Folktales. A Classification und Bibliography. Based on the System of Antti Aarne and Stith Thompson. Bd. 1-3, Helsinki 2004 (= FFC 284-286).

Tochter ein Märchen erzählt – auch hier vor einem Bauernhaus, wie es noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein für Mecklenburg-Vorpommern als landestypisch galt (Abb. 15).

Der Linolschnitt, den Frau Hohensee teils in dem Schweriner Grafikzirkel zu handhaben lernte und den sie in den späten 1960er Jahren bereits kunstvoll und phantasiereich beherrschte, wurde (und wird!) von ihr als Darstellungsart sehr geschätzt. So bemerkte sie z.B. zu ihren Märchen-Linolschnitten: „Ich meine immer noch: Diese Schnitte sind das Beste, was ich fertigte." So hat sie diese Märchen-Illustrationen sicherlich auch ihrem Mann sowie ihren Kollegen im Schweriner Grafikkreis vorgelegt und deren Urteil eingeholt – und vielleicht auch mit ihrer 1965 geborenen Tochter Meike beschaut, wenn sie ihr Märchen erzählte. Doch als ich im Jahre 1970 auf meiner Märchensuche in Warin das Lehrerehepaar Hohensee kennenlernte[8], war von Märchen in der Familie keine Rede. So erfuhr ich denn auch erst später von der engen persönlichen Beziehung Frau Hohensees zum Märchen und von der Existenz ihrer Märchen-Aquarelle und -Linolschnitte.

Bereits 1970 erschienen jedoch drei Schnitte im Druck, die in der Ausstellung „Unsere Liebe, unsere Kunst der DDR" auf den 12. Arbeiterfestspielen in Rostock zu sehen gewesen waren – allerdings in einer relativ unbekannten Fachzeitschrift, in der sie als anregende Musterbeispiele für andere Kunsterzieher/innen gedacht waren.[9] Ans Licht einer breiteren Öffentlichkeit in Mecklenburg gelangten zunächst aber wohl nur zwei dieser Illustrationen, *Der Tambour und die Prinzessin* und *Die Schwanenmädchen*, die im Jahre 1977 (auch im *Norddeutschen Leuchtturm*!) veröffentlicht wurden.[10] – Da ging die vielseitig begabte Volkskünstlerin Elisabeth Hohensee aber bereits seit Jahren künstlerisch andere Wege.

---

[8] Siehe oben S. 97.

[9] Kunsterziehung. Zeitschrift für Lehrer und Kunsterzieher (1970), S. 10. Es handelte sich um die Linolschnitte zu den Märchen vom *Landschiff*, vom *Tambour und der Prinzessin* und von den *drei Königskindern*.

[10] Vgl. dazu Siegfried Neumann: Zeugnisse der Lebendigkeit. Märchen und Märchenerzählen in Mecklenburg heute. In: Norddeutscher Leuchtturm Nr. 1252 vom 13. Mai 1977, S. 1.

Abb. 12: Illustration zum Märchen von dem Schiff, das zu Lande und zu Wasser fahren konnte.

Abb.13: Illustration zum Märchen von den Schwanenmädchen

Abb. 14: Illustration zum Märchen von Tambour und Prinzessin

Abb. 15: Auf dem ersten Linolschnitt der Serie erzählt ein Vater seiner Tochter ein Märchen

Batiken und Siebdrucke von märchenhaften Gestalten

Während des Studiums in Erfurt lernte Frau Hohensee auch die künstlerischen Arbeiten in Batiktechnik von Richard Dölker kennen und war von ihnen so begeistert, dass sie entschied: „Das ist auch meins." Das bedeutete für sie natürlich eine neue Periode intensiven Lernens. Denn die alte indonesische Technik des Batikens, die von europäischen Künstlern übernommen wurde, stellt zweifellos höhere technische Anforderungen an das Gelingen der künstlerischen Arbeit als die Praxis des Linolschnitts, bei der es vor allem auf die geübte Hand des Ausführenden ankommt.

Beim Batiken werden in der Regel weiße Textilien mehrfach gefärbt, wobei vor jedem Färben alle Stellen, die keine Farbe annehmen sollen, mit erhitztem, flüssigem Wachs abgedeckt werden müssen. So muss nach jedem Färben, bei dem mit der hellsten Farbe begonnen und mit der dunkelsten abgeschlossen wird, die gleiche Prozedur wiederholt werden. Ist das Bild auf diese Weise zustande gekommen, wird aller Wachs entfernt, wonach sich auf der fertigen Arbeit noch dünne unregelmäßige Linien zeigen, die durch Brüche der Wachsschicht im Färbebad entstehen. Dieser Schaffensprozess erfordert, will der Künstler seine Vorstellung von dem schließlichen Ergebnis umsetzen, eine Präzision in der praktischen Handhabung, die für den Laien unvorstellbar ist. So meinte Elisabeth Hohensee denn auch:

> „Es ist eine etwas mühsame Art, sich auf diese Weise mitzuteilen, denn die Arbeit an der Batik verlangt hohe Konzentration. Auch darf die Hand, die den Tjanting, das kleine Wachskännchen, führt, nicht zittern, ist doch jeder ungewollt entstandene Fleck nicht mehr zu entfernen. Die Dämpfe des erhitzten Wachses sind nicht gerade angenehm für die Lunge. Trotzdem: Es ist beglückend zu erleben, wie von einer Färbung zur anderen die Dinge Gestalt annehmen.
> Bevor es aber soweit ist, trage ich mich lange mit der Idee herum, und scheint sie mir ausgereift – ist die Zeit zur Realisierung nicht da und der Mut zum Beginn fehlt. [...] Sicherheit gibt mir dann ein Besuch in der volkskundlichen Abteilung unseres Museums. Hatten die Bäuerinnen, die diese wunderbaren Stickereien nach ihrer schweren Arbeit anfertigten, nicht auch wenig Zeit, waren sie nicht auch müde? Man weiß in Mecklenburg so wenig von den Schätzen

der heimischen Vergangenheit; dabei sind es Erzeugnisse von erfreulich sicherer Gestaltung, im Brauchtum eingebettet.[...] Wenn Du die Batiken mit den Mecklenburger Motiven siehst, wirst Du schon merken, was mich in der Zeit, als sie entstanden, bewegte. [...] Da unten, bei der Arbeit in meinem Keller, klären sich nicht nur Linien und Flächen. Es ordnen sich bei diesem Tun auch Probleme und Gedanken."[11]

Diese Äußerungen deuten zumindest an, wie sich die Künstlerin mit der ihr eigenen Ausdauer, Gründlichkeit und Geduld die Kunst des Batikens bis zu deren präziser Beherrschung anzueignen bemüht war, wobei sie die Motive sowohl in der traditionellen Volkskultur wie in ihrer Umwelt fand.[12]

Das Foto (Abb. 16) zeigt sie bei der Arbeit mit dem „Tjanting", einem Kupfergefäß mit winzigen Ausflussöffnungen, mit dem man ganz feine Linien erzeugen kann. Sie legt hier letzte Hand an die Batik *Hochzeitsbitter*, die sie anlässlich der Hochzeit ihres Sohnes schuf. Es handelt sich um eine ihrer Batiken, die besonders anspricht (Abb. 4). Sie zeigt in schöner Farbgestaltung einen jungen Reiter, der so prächtig gekleidet auf einem geschmückten Ross daherkommt, dass man ihn kaum noch als Dörfler wahrnimmt, der in ländlichem Milieu Bauern und Landarbeiter zur Hochzeit einlädt, wie es die linke Bildleiste mit den dort dargestellten rohrgedeckten Bauernhäusern nahelegt. Man kann beim Draufschauen eigentlich eher meinen, dass es sich um einen Märchenprinzen handelt, der in standesgemäßem Habit auf dem Weg zu einer als Braut begehrten Prinzessin unterwegs ist.

Ähnlich verhält es sich mit der Batik *Warnemünder Hochzeitspaar* (Abb. 2). Sie zeigt zwei festlich geschmückte junge Liebesleute, die so rührend anmutig dargestellt sind, dass schon ihr Anblick genügt, um sich in die Märchenwelt versetzt zu fühlen – obwohl ebenso wie für die Batik *Unterm Erntekranz* (Abb. 1) im

---

[11] Elisabeth Hohensee: Leisten die Menschen heute Großes – wuchsen sie doch mit den Märchen auf. In: Kunsterziehung (1977), Heft 11, S. 12-13, hier S. 12.

[12] Müller, Johanne: Batiken von Elisabeth Hohensee. In: Bildnerisches Volksschaffen. Zeitschrift für Zirkel und Arbeitsgemeinschaften der bildenden und angewandten Kunst 21 (1976), Heft 3, S. 87-91.

Abb. 16: Elisabeth Hohensee bei ihrer künstlerischen Arbeit

Museum bewahrte Trachtenstücke als Vorlage für die Darstellung gedient haben, deren Reiz hier freilich durch die Ergänzung dekorativer Details künstlerisch zu erhöhen versucht wurde. Aber da in beiden Fällen die nachgestalteten Trachten dennoch ihr regionaltypisches Kolorit erkennen lassen, wird nicht eigens, wie beim *Hochzeitsbitter*, auf einer Bildleiste darauf hingewiesen, sodass den Gestalten auch etwas von einer märchenhaften Allgemeingültigkeit anhaftet.

Allerdings sind hier auch sehr realitätsnahe Darstellungen in die Betrachtung einzubeziehen, wie wir sie etwa in den Batiken *Vor der Schmiede* (Abb. 6) oder *Am Stadtrand* (Abb. 7) vor uns haben, in denen die Künstlerin sich ganz bewusst auf die Wiedergabe der Arbeitswelt des Alltags konzentriert und weitgehend auf dekorativ schmückendes Beiwerk verzichtet hat. Sie geben, neben entsprechenden Märchentexten platziert, durch ihren dokumentarischen Bildgehalt dem eher fiktiven Märchengeschehen einen Zug von Wirklichkeitsnähe.

Einen starken schöpferischen Impuls empfing Elisabeth Hohensee, als sie – nach Kurzaufenthalten in Moskau und Leningrad – im Jahre 1974 mit den Mitgliedern der Grafikgruppe des Schweriner „Bezirkskabinetts für Kulturarbeit" eine längere Reise in die Sowjetunion unternehmen konnte, auf die sie jahrelang gespart hatte, und dabei nicht nur nach Russland, sondern auch nach Usbekistan und Tatschikistan kam. Hier lernte sie eine ihr bisher völlig fremde Volkskultur kennen, die sie mit offenem Blick wahrnahm und die sie so nachhaltig beeindruckte, dass sie zahlreiche Anregungen für eigene Arbeiten, die ihr viel bedeuten, mitnahm:

> „Wie in der Teppichfabrik in Aschchabad die schönen Frauen und Mädchen in ihren farbenprächtigen Trachten dasitzen und mit flinken Fingern Knoten an Knoten zu prachtvollen Teppichen knüpfen! Teppiche, die sie alle Stationen ihres Lebens hindurch begleiten. Sie überdauern Generationen, wie auch dieses Handwerk und die Muster, welche die Frauen ohne Vorlagen knüpfen, seit Generationen überkommen sind. Und ich setze sie zwischen Säulen, geschnitzt aus einem Stamm, filigran die Ornamente. Sie überdauerten Erdbeben, diese Zeugen der Kunstfertigkeit des Volkes.

Das bunte Treiben in Chiwa, einer Stadt in der Wüste, die man als ganzes Ensemble unter großen Mühen als Museum erhält, versetzte uns in eine andere Welt.
Wenn ich, zurück von der Reise, meiner Tochter in der Dämmerstunde immer wieder das Märchen von der schönen Wassilissa erzählen muß, nimmt sie Gestalt an, und die Märchenfigur wird identisch mit den vielen klugen und gastfreundlichen Frauen, die ich kennenlernte."[13]

In der Folge entstand eine Reihe für mein Empfinden wunderschöner Batiken zu russischen, usbekischen und tadschikischen Märchen, auf denen die Hauptgestalten und der jeweilige Handlungsverlauf des Märchengeschehens dargestellt sind. Das möge auch die Illustration zu dem Märchen von der schönen Wassilissa (Abb. 17) veranschaulichen. Die 130 x 87 cm große, auf einer repräsentativen Volkskunst-Ausstellung in Berlin mit einer Goldmedaille ausgezeichnete Batik zeigt die Titelheldin umrahmt von sieben kleinen vignettenartigen Abbildungen, die charakteristische Szenen des Märchens wiedergeben, wobei Komposition und Ausführung so einfühlsam und gekonnt Eigenarten alter russischer Volkskunst aufgreifen, dass man meinen könnte, es handle sich um das Werk einer versierten russischen Künstlerin und nicht um die Schöpfung einer Deutschen, die sich hier auf ein künstlerisches Gebiet begibt, das für sie Neuland ist. Wem Versuche, selbst zu batiken, nicht ganz unbekannt sind, ist verblüfft, welche darstellerischen Feinheiten sich mit dieser Bildtechnik erzielen lassen. So trugen die insgesamt ähnlich beeindruckenden farbigen Märchen-Darstellungen in diesem Batik-Zyklus ihrer Schöpferin nicht zufällig manche internationale Anerkennung ein.

Auch eine Reise ins Baltikum, die Elisabeth Hohensee trotz ihrer angegriffenen Gesundheit noch 1983 möglich war, hinterließ bleibende Eindrücke, die sich in ihrer künstlerischen Arbeit niederschlugen. Dabei waren es auch hier vor allem die Literatur und die Volksdichtung der Völker, die sie faszinierten und die sie in Batiken bildlich zu vergegenwärtigen suchte. Als eindrucksvolles Beispiel aus diesem Zyklus sei ihre Illustration zu dem estnischen Nationalepos *Kalevipoeg* angeführt (Abb. 18).

[13] Hohensee 1977 (wie Anm. 11), S. 13.

Abb. 17: Die als idealtypisch empfundene, preisgekrönte Darstellung des Märchens von der schönen Wassilissa

Abb. 18: Illustration zu dem estnischen Nationalepos *Kalevipoeg*

Letztendlich zog es Frau Hohensee aber doch wieder zu den seit der Kindheit vertrauten Grimmschen Märchen, obwohl diese schon von den verschiedensten Künstlern illustriert wurden. Sie wählte für ihre Bebilderung die bisher kaum dafür benutzte Technik des Siebdrucks und schuf in bewusst naiver Malweise einen speziell für Kinder bestimmten, leider Torso gebliebenen Bildzyklus zu den Märchen *Aschenputtel* (Abb. 3), *Dornröschen* (Abb. 5), *Der Froschkönig* (Abb. 8), *Der gestiefelte Kater* (Titelbild) und *Die Gänsemagd* (Abb. 19).

Frau Hohensee wählte bei diesen Siebdrucken jeweils die Szene der Märchen, die nach ihrer Erfahrung die Kinder am nachhaltigsten beeindruckt, also z.B. bei *Aschenputtel* den Moment, in dem die Tauben herbeigeflattert kommen, um beim Auslesen der Linsen zu helfen, oder bei *Dornröschen* den Augenblick, in dem der Prinz das noch schlafende Dornröschen erlöst. Die vielseitige Künstlerin hat die Bildnisse zunächst einfarbig gezeichnet und hat sie dann koloriert[14], jedoch letztlich für sich selbst, da sie im Grunde keine publizistische Verwendung dafür sah. So haben diese schönen Illustrationen bisher leider nicht die Öffentlichkeit erreicht. Dabei wünschte man sich eigentlich ein ganzes, mit vielen solchen Siebdrucken geschmücktes Märchenbuch für Kinder.

Allerdings waren die Umstände, unter denen das bildkünstlerische Werk von Elisabeth Hohensee entstand, insgesamt nicht optimal. In jungen Jahren nahmen ihre breit angelegte Ausbildung und ihre schulische und außerschulische Arbeit als engagierte Kunsterzieherin sowie ihre sich vergrößernde Familie sie so in Anspruch, dass nur wenig Zeit für die eigene künstlerische Tätigkeit blieb. Als der Vater 1968 verstarb, zog die Mutter zur Tochter ins Haus, was zunächst eine willkommene Unterstützung im Haushalt bedeutete. Aber die jahrelange Überbeanspruchung im Arbeitsverhältnis blieb dennoch nicht ohne Einfluss auf die Gesundheit, sodass Frau Hohensee nach mehreren schweren Erkrankungen 1979 vorzeitig in Rente gehen musste. Das brachte

[14] Bei dem komplizierten Druckverfahren des Siebdrucks dient als Druckform eine Schablone, über die ein engmaschiges Textil- oder Drahtgewebe gelegt wird, durch das hindurch die Farbe aufgetragen wird.

zwar zunächst etwas Freiraum für ihre Kunst. Doch als die Kräfte der Mutter, die fast hundert Jahre alt wurde, immer mehr nachließen, Großmutterpflichten hinzukamen und schließlich der Mann über Jahre schwer erkrankte und ebenfalls betreut und schließlich bis zum Tod gepflegt werden musste, war der Alltag damit im Grunde so ausgefüllt, dass schließlich nur noch ab und an karge Stunden für die künstlerische Arbeit übrig blieben. Macht man sich das bewusst, erscheint die künstlerische Leistung Elisabeth Hohensees erst in ihrem wahren Licht.

Die inzwischen 90jährige Mutter zweier Kinder und Großmutter von vier Enkeln, der die ersehnte Ausbildung an einer Kunstakademie versagt blieb, sodass sie sich viele Fertigkeiten in Förderzirkeln für Volkskünstler oder sogar als Autodidaktin aneignen musste, fand dennoch dank ihrer Begabung und ihres unermüdlichen Strebens ihren Weg und schuf ein künstlerisches Gesamtwerk, das hohe Anerkennung verdient. Und diese Anerkennung ihres produktiven Bemühens blieb nicht aus. Denn immerhin erreichte ihr zu Unrecht lange vorrangig nur als „Freizeitkunst" eingeschätztes künstlerisches Werk schon früh eine Aufmerksamkeit, wie sie selbst dem Schaffen vieler Berufskünstler, denen in der Regel mehr Türen offen stehen, nicht allzu häufig zuteil wird.

Das zeigen zum einen die zahlreichen Ausstellungen, auf denen bald nach Beginn ihrer Schaffensperiode die Werke von Elisabeth Hohensee zu sehen waren. Meist handelte es sich um Dokumentationen des „Künstlerischen Volksschaffens", wie der offizielle Terminus lautete, die von den 1950er bis 1980er Jahren von den „Bezirkskabinetten für Kulturarbeit", von verschiedenen musealen Einrichtungen vom Stadtmuseum bis zum zentralen „Museum für Volkskunde" in Berlin oder vom „Zentralhaus für Kulturarbeit" in Leipzig in regionalem Rahmen, DDR-übergreifend sowie in anderen Ländern organisiert wurden. In diesen Sammelausstellungen nahmen jeweils auch Bildwerke von Frau Hohensee den ihnen gebührenden Platz ein. Hier sei zumindest auf solche Ausstellungen im Ausland: in Polen, in der Tschechoslowakei, in Ungarn, Bulgarien, Italien, Österreich, Dänemark, Finnland, Norwegen, Belgien, Frankreich, Angola, Mali, Kuba, Mexiko, der

Mongolei, Malaysia, Laos, Pakistan, im Irak sowie in der Bundesrepublik (die in der DDR als „Ausland" galt) hingewiesen, auf denen die Wariner Künstlerin während drei Jahrzehnten gleichsam weltweit mit ausgewählten Beispielen ihrer Kunst repräsentativ vertreten war.

Mehr Gewicht für Elisabeth Hohensee hatten allerdings die mehr als ein Dutzend Personalausstellungen, die über sie in dieser Zeit veranstaltet wurden und jeweils ein Gesamtbild ihres mit den Jahren wachsenden Gesamtschaffens vermitteln sollten. Von diesen sind ihr insbesondere die folgenden lebhaft im Gedächtnis geblieben: 1966 im Kulturzentrum der DDR in Helsinki, 1974 in einem Ausstellungsraum in Güstrow, 1976 im Kunstkaten an der „Mecklenburger Mühle" bei Wismar sowie im „Haus der Lehrer" in Bydgoszcz [Bromberg] und 1978 in dem berühmten Kunstkaten im „Mecklenburgischen Volkskundemuseum" in Schwerin-Mueß – sowie, nach der Einheit, im Herbst 1997 in der Galerie „ebe" in Parchim, im Juni 2001 im Agrarmuseum Dorf Mecklenburg, das ihr Sohn Falko leitete, und im Juni 2008 in der Realschule in Warin, in der auch Bildschöpfungen ihrer ehemaligen Schüler/innen mit ausgestellt waren, die sich diese nach Ausstellungsschluss mitnehmen konnten. Diese drei Ausstellungen waren Frau Hohensee eine besondere Freude, weil sie einen starken und lebhaften Besucherandrang auslösten, der ihr zeigte, wie geschätzt sie und ihre Bildkunst noch immer waren.

Dabei erinnerte sie sich an die Preise und Auszeichnungen, die sie im Laufe ihres Lebens für ihre bildkünstlerischen Arbeiten erhielt, bezeugten sie doch nicht nur deren Qualität, sondern auch schon früh die Wertschätzung ihres diesbezüglichen Schaffens. Sie waren immerhin so zahlreich, dass sie hier auch nur in Auswahl genannt werden können: 1954: Ehrenpreis der Volkskunstausstellung in Schwerin; 1955: erster Preis für Grafik und dritter Preis für Malerei auf der Laienkunstausstellung in Güstrow; und erste bis dritte Preise bei den zahlreichen darauf folgenden Volkskunstwettbewerben des Bezirkes Schwerin bis 1985; 1958: zweiter Preis des Zentralrats der FDJ für Neuschöpfungen (Kurzreise nach Moskau und Leningrad); 1959: dritter Preis für Grafik beim künstlerischen Wettbewerb anlässlich der 550-Jahrfeier der Uni-

versität Leipzig; 1961: zweiter Preis des Ideenwettbewerbs zur Schaffung neuer Postwertzeichen; ab 1965: Preise bei den an verschiedenen Orten arrangierten Ausstellungen „Lehren und Gestalten", auf denen künstlerisch tätige Lehrer ihre Arbeiten zeigten; 1972: Goldmedaille auf dem 1. Festival der „Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft" (DSF) für ihre ausgestellten Batiken (und zweite Kurzreise nach Moskau und Leningrad); 1974: Goldmedaille für ihre Batiken auf den 15. Arbeiterfestspielen in Erfurt (von denen der *Hochzeitsbitter* auch als Plakat gedruckt wurde); sowie 1977: Goldmedaille auf dem 2. Festival der DSF in Magdeburg und Kunstpreis der Stadt.[15] – Und als Frau Hohensee „es noch einmal wissen" wollte, wie sie sagte, und sich 1998 mit zwei aus diesem Anlass neu geschaffenen Batiken an dem Wettbewerb „Textiles Gestalten" in Heiligengrabe anlässlich des 900-jährigen Bestehens des Zisterzienserordens beteiligte, zu dem der „Kulturbund" in Brandenburg aufgerufen hatte und an dem sich 152 Künstler aus mehreren europäischen Ländern beteiligten, wurde sie noch einmal mit dem dritten Preis ausgezeichnet – ein Beweis ihrer nicht erlahmten künstlerischen Kreativität.

Wesentlichen Anteil hatte das Schaffen von Elisabeth Hohensee auch an den Auszeichnungen, die seit Ende der 1960er Jahre der Schweriner Grafik-Gruppe als rühriger „kollektiver" Schaffensgemeinschaft zuerkannt wurden: 1971: „Fritz-Reuter-Kunstpreis" des Bezirkes Schwerin und 1974: „Hervorragendes Volkskunstkollektiv der DDR".

Vor allem aber sind die Preise von Bedeutung, die Elisabeth Hohensee für ihr eigenes Gesamtschaffen erhalten hat: 1963 den Staatspreis der DDR „Für künstlerisches Volksschaffen" erster Klasse; 1967 den „Fritz-Reuter-Kunstpreis" des Bezirkes Schwerin; 1977 den Kunstpreis der Stadt Magdeburg; 1994 den Kulturpreis des Kreises Sternberg und 2014 die Goldene Ehrennadel der Stadt Warin, mit denen ihre Verdienste um das Kulturleben in der Region und ihr bedeutendes künstlerisches Werk gewürdigt wurden.

[15] Mohrmann/Hohensee 1985 (wie Anm. 2), S. 170f.

Innerhalb der Volkskunstbewegung der DDR galt Frau Hohensee vor allem als die bedeutendste Batikkünstlerin des Landes, als die sie auch darüber hinaus bewundert wurde und schon jung die hohe Anerkennung fand, die ihr bis in die Gegenwart erhalten blieb. Immerhin bemühten sich schon ab 1974 sowohl das zentrale „Museum für Volkskunde" in Berlin" wie das „Zentralhaus für Kulturarbeit" in Leipzig darum, Arbeiten von ihr anzukaufen, von denen sich die Künstlerin nur schwer trennte, da sie sich emotional stark mit ihnen identifizierte. Was dennoch von beiden Einrichtungen erworben werden konnte, waren vor allem Batiken, von denen Frau Hohensee zum Teil noch ein zweites Exemplar anfertigte, das wegen der unvermeidlichen Unterschiede zum Erstexemplar auch als Original gewertet wurde. Diese Kunstwerke sind nach der Einheit teils ins „Museum Europäischer Kulturen" und teils in die „Akademie der Künste" in Berlin verbracht worden und stehen dort, als wertvoller Besitz bewahrt, auch für neue Ausstellungen zur Verfügung.[16]

In der jetzigen Studie ging es vor allem um die Märchen-Illustrationen im Rahmen des künstlerischen Gesamtwerks von Elisabeth Hohensee, die zeigen, in welchem Maße ihr Schaffen über Jahrzehnte hinweg auch von ihrer Liebe zum Märchen geprägt war, deren poetische Vielfalt sie immer wieder zu neuen und neuartigen Gestaltungen inspirierte – was bisher nur in einer Fachzeitschrift zum Märchen angesprochen werden konnte (die außerhalb eines begrenzten Kreises von Märchen-Enthusiasten leider auch kaum jemand kennt).[17] Die seit Jahrzehnten mit ihrem Wohnort Warin verwachsene Künstlerin ist, wiewohl der zeitgenössischen Kunstwelt immer noch weniger bekannt, als sie es verdient, mit ihrem künstlerischen Schaffen und speziell mit ihren

---

[16] Sarah Wassermann: Modegruppen und Textilgruppen in der DDR. Die Sammlung im MEK [= Museum Europäischer Kulturen]: Berlin: MEK, 2017; Husum: Verlag der Kunst, 2017, S. 49-52: Die Batikkünstlerin Elisabeth Hohensee. Sie ist eine der wenigen „Volkskünstlerinnen", denen in dem Buch ein eigenes Kapitel gewidmet ist.

[17] Siegfried Neumann: Die mecklenburgische Märchen-Illustratorin Elisabeth Hohensee. In: Märchenspiegel. Zeitschrift für internationale Märchenforschung und Märchenpflege 25 (2014), Heft 4, S. 36-41.

Märchen-Illustrationen durchaus als kongenial neben ihren bedeutenden Röbeler Maler- und Grafikkollegen Werner Schinko zu stellen, der u.a. auch mehrere meiner Bücher illustriert hat. Er ist übrigens auch, wie die Warinerinnen Elisabeth Hohensee und Berta Freiwald, die Erzählerin der Märchen dieses Bandes (und wie dessen Herausgeber), als Kriegsflüchtling nach Mecklenburg gekommen. Und sie alle haben gezeigt, wie auch einst als Flüchtige ins Land gekommene Fremde, die zunächst als lästig abgelehnt wurden, das kulturelle Leben ihrer neuen Heimat zu bereichern vermögen.

Für Sie, liebe Frau Hohensee, möge dieses kleine Märchenbuch mit den von Ihnen geschaffenen Bildern auch ein bisschen späte Erfüllung ihres seit der Kindheit gehegten Traumes von der Märchenbuch-Illustratorin bedeuten.

Siegfried Neumann

Anmerkungen zu den Texten und Abbildungen

Benutzte Literatur und Siglen

ATU = Uther, Hans-Jörg: The Types of International Folktales. A Classification and Bibliography, Based on the System of Antti Aarne and Stith Thompson. Bd. 1–3, Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, 2004 (= FFC 284–286).

Bartsch, Karl (Hrsg.): Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. Bd. 1-2, Wien: Verlag Braumüller, 1879/80.

EM = Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke, ab Bd. 5 hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich. Bd. 1–15, Berlin, New York: Verlag de Gruyter, 1977–2015.

Grimm 1812, 1815 = Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Vergrößerter Nachdruck der zweibändigen Erstausgabe von 1812 und 1815 nach dem Handexemplar des Brüder Grimm-Museums Kassel mit sämtlichen handschriftlichen Korrekturen und Nachträgen der Brüder Grimm. In Verbindung mit Ulrike Marquardt hrsg. von Heinz Rölleke. Bd. 1–2 und Ergänzungsbd. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht, 1986.

KHM = Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Nach der Großen Ausgabe von 1857, textkritisch revidiert, kommentiert und durch Register erschlossen. Hrsg. von Hans-Jörg Uther. Bd. 1–4, München: Diederichs Verlag, 1996.

Neumann, Siegfried: Ein mecklenburgischer Volkserzähler. Die Geschichten des August Rust (1968). 2., erweiterte Aufl. Berlin: Akademie-Verlag, 1970.

Neumann, Siegfried: Mecklenburgische Volksmärchen. Berlin: Akademie-Verlag, 1971.

Neumann, Siegfried Armin: Plattdeutsche Legenden und Legendenschwänke. Volkserzählungen aus Mecklenburg. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt, 1973.

Neumann, Siegfried: Eine mecklenburgische Märchenfrau. Bertha Peters erzählt Märchen, Schwänke und Geschichten. Berlin: Akademie-Verlag, 1974.

Neumann, Siegfried Armin: Plattdeutsche Märchen. Volkserzählungen aus Mecklenburg. Rostock: Hinstorff Verlag, 1978.

Neumann, Siegfried Armin: Volksmärchen aus dem historischen Vorpommern. Rostock: Hinstorff Verlag, 1983.

Neumann, Siegfried: Grimmsche Märchen in mündlicher Variation: Die westpreußische Erzählerin Berta Freiwald. Rostock: Wossidlo-Archiv, 2013.

Uther, Hans-Jörg: Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Entstehung – Wirkung – Interpretation. Berlin, New York: Verlag de Gruyter, 2008. – 2., vollständig überarbeitete Aufl. ebenda 2013.
Uther, Hans-Jörg: Deutscher Märchenkatalog. Ein Typenverzeichnis. Münster, New York: Waxmann Verlag, 2015.
Wossidlo, Richard: Aus dem Lande Fritz Reuters. Humor in Sprache und Volkstum Mecklenburgs. Leipzig: Wigand Verlagsbuchhandlung, 1910.
Wossidlo, Richard / Gottfried Henßen: Mecklenburger erzählen. Märchen, Schwänke und Schnurren. Berlin: Akademie-Verlag, 1957.
Wossidlo, Richard / Siegfried Neumann: Volksschwänke aus Mecklenburg (1963). 3. ergänzte Aufl. Berlin: Akademie-Verlag, 1965.

Anmerkungen zu den Tiermärchen

1. *Die Bremer Stadtmusikanten*: 4.11.1971, *Tonbandaufnahme (künftig *Tonband). Berta Freiwald: „Das habe ich in Grimms Märchenbuch gelesen." – KHM Nr. 27; ATU 130; Uther, Handbuch 2013, S. 68-73. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 40f.; Meckl.: Neumann, Volkserz. 1970, Nr. 216; Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 26, 42; Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 8. – EM, Bd. 13, 2010, Sp. 587-594: Tiere auf der Wanderschaft (Siegfried Neumann).
2. *Der Wettlauf zwischen Hase und Igel*: 5.1.1972. B. Freiwald: „Das ist aus der Schule." – KHM Nr. 187; ATU 275C; Uther, Handbuch 2013, S. 363-366. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 63; Meckl.: Neumann, Volkserz. 1970, Nr. 205; Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 17; Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 6. – EM, Bd. 14, 2014, Sp. 704-712: Wettlauf der Tiere (Jörn Stückrath).
3. *Die Mickymaus und der Elefant*: 11.12.1974. – ATU 75. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 29f.; Meckl.: Neumann, Volkserz. 1970, Nr. 203 = Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 20. – EM, Bd. 6, 1990, Sp. 1023-1029: Hilfe des Schwachen (Jurjen van der Kooi).
4. *Der Wolf und die sieben Geißlein*: 4.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das ist auch aus Grimms Märchenbuch." – KHM Nr. 5; ATU 123; Uther, Handbuch 2013, S. 11-15. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 39; Meckl.: Wossidlo/Henßen 1957, Nr. 17; Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 28; Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 7. – EM, Bd. 14, 2014, Sp. 933-937: Wolf und Geißlein (Christine Goldberg).

Anmerkungen zu den Zauber- und Wundermärchen

5. *Rotkäppchen*: 4.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „In der Schule gehört oder gelesen." – KHM Nr. 26; ATU 333; Uther; Handbuch 2013, S. 63-68. –Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 89f.; Meckl.: Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 72; Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 11. –

EM, Bd. 11, 2004, Sp. 854-868: Rotkäppchen (Christine Shojaei Kawan).

6. *Hänsel und Gretel*: 4.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das ist auch aus der Schule." – KHM Nr. 15; ATU 327A; Uther, Handbuch 2013, S. 34-38. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 85; Meckl.: Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 71; Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 13. – EM, Bd. 6, 1990, Sp. 498-509: Hänsel und Gretel (Walter Scherf).
7. *Frau Holle*: 2.12.1971. – KHM Nr. 24; ATU 480; Uther, Handbuch 2013, S. 57-60. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 116f.; Meckl.: Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 89 = Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 18. – EM, Bd. 5, 1987, Sp. 159-168: Frau Holle (Marianne Rumpf).
8. *Aschenputtel*: 4.11.1971 (*Tonband). B. Freiwald: „Das ist auch aus der Schule." – KHM Nr. 21; ATU 510A; Uther, Handbuch 2013, S. 50-55. Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 122; Meckl.: Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 93 = Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 20; Neumann, Vorpommern 1983, Nr. 9. – EM, Bd. 3, 1981, Sp. 39-57: Cinderella (Rainer Wehse).
9. *Dornröschen*: 4.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das ist aus der Schule." – KHM Nr. 50; ATU 410; Uther, Handbuch 2013, S. 114-119. Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 100f.; Meckl.: Neumann, Volksmärchen 1971, Nr. 81 = Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 16; Neumann, Vorpommern 1983, Nr. 9. – EM, Bd. 12, 2007, Sp. 13-19: Schlafende Schönheit (Harold Neemann).
10. *Schneewittchen*: 2.12.1971. – KHM Nr. 53; ATU 709; Uther, Handbuch 2013, S. 122-129. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 162; Meckl.: Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 24. – EM, Bd. 12, 2007, Sp. 130-140: Schneewittchen (Christine Shojaei Kawan).
11. *Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack*: 26.1. 1972. – KHM Nr. 36; ATU 563; Uther, Handbuch 2013, S. 87-90. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 137; Meckl.: Neumann, Volksmärchen 1971, S. 349; Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 29. – EM, Bd. 13, 2010, Sp. 676-682: Tischleindeckdich (Jurjen van der Kooi).
12. *Der dicke Brei*: 4.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das ist auch aus der Schule, alles von unserem lieben Lehrer Behrend." – KHM Nr. 103; ATU 565; Uther, Handbuch 2013, S. 222-224. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 138. – EM, Bd. 14, 2014, Sp. 1053-1056: Wundermühle (Hans-Jörg Uther).
13. *Der Däumling*: 4.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das hab' ich später mal gelesen." – KHM Nr. 37, 45; ATU 700; Uther, Handbuch 2013, S. 90-92, 106. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 157f.; Meckl.: Neu-

mann, Volksmärchen 1971, Nr. 126; Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 30. – EM, Bd. 3, 1981, Sp. 349-360: Däumling (Walter Pape).

Anmerkungen zu den Novellen- und Schwankmärchen

14. *Der Alte Fritz und die große Rübe*: 5.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das hat uns der Vater erzählt." – KHM Nr.146; ATU 1689A; Uther, Handbuch 2013, S. 292-294.– Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 462. – EM, Bd. 11, 2004, Sp. 219-224: Raparius (Fritz Wagner).

15. *Dr. Allwissend*: 11.12.1974. – KHM Nr. 98; ATU 1641; Uther, Handbuch 2013, S. 213f. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 443f.; Meckl.: Wossidlo/Neumann 1965, Nr. 394; Neumann, Volksmärchen, 1971, Nr. 153; Neumann, Märchen 1978, Nr. 33. – EM, Bd. 3, 1981, Sp. 734-742: Doktor Allwissend (Ákos Dömötör).

16. *Hans im Glück*: 4.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das ist aus der Schule." – KHM Nr. 83; ATU 1415; Uther, Handbuch 2013, S. 183-187. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 370f.; Meckl.: Wossidlo/ Henßen 1957, Nr. 30 (ähnlich, mit ATU 300 vermischt); Neumann, Märchenfrau 1974, Nr. 32. – EM, Bd. 6, 1990, Sp. 487-494: Hans im Glück (Hans-Jörg Uther).

17. *Hans und Franz*: 4.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das hat der Vater uns erzählt." – ATU 1321B (Angst vor dem Schatten) + ATU 1006* (Töten der Schafe) + ATU 1009 (Tür bewachen) + ATU 1653 (Räuber unter dem Baum); – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 328, 277, 278, 452f.; Meckl.: Wossidlo/Henßen 1957, Nr. 106 (ATU 1685 + 1006*); Wossidlo/ Neumann 1965, Nr. 39 (ATU 1000 + 1006* + 1029), Nr. 330; Wossidlo, Reuter 1910, S. 208-210 (ATU 1696 + 1408 + 1218 + 1653). – EM, Bd. 13, 2010, Sp. 1024-1027: Tür bewacht (Ina Schröder). EM, Bd. 11, 2004, Sp. 324-330: Räuber unter dem Baum (Christine Goldberg).

Anmerkungen zu den Legenden

18. *Die drei Wünsche des Reichen und des Armen*: 5.11.1971, (*Tonband). B. Freiwald: „Das hat uns der Vater erzählt." – KHM Nr. 87; ATU 750A; Uther, Handbuch 2013, S. 190-192. – Uther, Katalog 2015, S. 169; Meckl.: Bartsch, Bd. 1, 1879, S. 510f.; Neumann: Legenden 1973, Nr. 26, 42 (ähnlich). – EM, Bd. 14, 2014, Sp. 1076-1083: Die drei Wünsche (Michael Chesnutt).

19. *Das Mädchen und die Sterntaler*: 5.11.1971, (*Tonband). – KHM Nr. 153; ATU 779H*; Uther, Handbuch 2013, S. 304-307. – Varianten: Uther, Katalog 2015, S. 197; Meckl.: Neumann, Legenden 1973, Nr. 28. EM, Bd. 12, 2007, Sp. 1276-1279: Sterntaler (Hans-Jörg Uther).

Angaben zu den Abbildungen

Umschlagbild: *Der gestiefelte Kater*, Siebdruck, 36 x 36 cm

Abb.1: *Paar unter dem Erntekranz*, Batik, 148 x 84 cm

Abb. 2: *Warnemünder Brautpaar*, Batik, 110 x 62 cm

Abb. 3: *Aschenputtel*, Siebdruck, 36 x 36 cm

Abb. 4: *Mecklenburger Hochzeitsbitter*, Batik, 70 x 80 cm

Abb. 5: *Dornröschen*, Siebdruck, 36 x 36 cm

Abb. 6: *Erinnerung* [Hufbeschlag an der Schmiede], Batik, 90 x 140 cm

Abb. 7: *Am Stadtrand* [Schäfer mit seiner Herde], Batik, 90 x 150 cm

Abb. 8: *Der Froschkönig*, Siebdruck, 36 x 36 cm

Abb. 9: Die Erzählerin Berta Freiwald, Foto

Abb.10: *Ali Baba*, Aquarell, 30 x 21cm

Abb 11: *Ali Baba*, Aquarell, 30 x 21cm

Abb. 12: *Das Landschiff*, Linolschnitt, 45 x 35 cm

Abb. 13: *Die Schwanenmädchen*, Linolschnitt, 45 x 35 cm

Abb. 14: *Tambour und Prinzessin*, Linolschnitt, 45 x 35 cm

Abb. 15: Ein Vater erzählt ein Märchen, Linolschnitt, 25 x 20 cm

Abb. 16: Elisabeth Hohensee bei der abschließenden Arbeit an der Batik *Mecklenburger Hochzeitsbitter* (1972), Foto

Abb. 17: *Die schöne Wassilissa*, Batik, 130 x 87 cm

Abb. 18: *Kalevipoeg* (estnisches Nationalepos), Batik, 129 x 90 cm

Abb. 19: *Die Gänsemagd*, Siebdruck, 36 x 36 cm

Abb. 19: Illustration zum Märchen von der Gänsemagd

Universität Rostock
Wossidlo-Forschungsstelle für Europäische Ethnologie
Wossidlo-Archiv
18055 Rostock, Am Reifergraben 4

Kleine Schriften des Wossidlo-Archivs

Herausgegeben von Prof. Dr. Siegfried Neumann

Bisher sind erschienen:

Heft 1: Siegfried Neumann (Hrsg.): Studia ethnographica in honorem Hermann Strobach.
Mit Beiträgen von Christel Heinrich, Ute Mohrmann, Siegfried Neumann, Zmaga Kumer, Ingetraut Klagge, Todor Živkov.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1992. 78 S.; 2. Aufl. 1993. 79 S. – 5,-- Euro

Heft 2: Siegfried Neumann (in Verbindung mit Ingeborg Müller und Thea Luth): Richard Wossidlo und das Wossidlo-Archiv in Rostock. Von der volkskundlichen Sammlung des Privatgelehrten zum Institut für Volkskunde in Mecklenburg-Vorpommern.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1994. 148 S., 12 Abb. – 9,-- Euro

Heft 3: Siegfried Neumann: Volkskunde und Niederdeutsch in Mecklenburg-Vorpommern. Ein niederdeutscher Mundart-Sprachraum in der volkskundlichen Forschung.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1997. 84 S., 2 Abb. – 6,-- Euro

Heft 4: Christoph Schmitt (Hrsg.): Informationen zur Volkskunde. Beiträge zu einem Kolloquium an der Universität Rostock am 11.4.1997 in Warnemünde.
Mit Beiträgen von Hermann Bausinger, Wolfgang Brückner, Klaus Roth, Lutz Röhrich, Rolf Wilhelm Brednich, Ulrich Mölk, Siegfried Neumann und Christoph Schmitt.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1997. 76 S., 10 Abb. – 5,-- Euro

Heft 5: Siegfried Neumann: Friedrich der Große in der pommerschen Erzähltradition. Eine volkskundliche Studie und Dokumentation.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1998. VIII, 152 S., 4 Abb. – 9,-- Euro

Heft 6: Siegfried Neumann (Bearb. und Hrsg.): Ein Handwerkerleben in Mecklenburg. Die Autobiographie des Paul Friedrich Kaeding.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 1998. 80 S., 1 Abb. – 5,-- Euro

Heft 7: Siegfried Neumann (Red. und Hrsg.): Von Ostpreußen über Sachsen und Thüringen nach Niedersachsen. Die Autobiographie des Arno Zimmermann.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2000. 108 S., 3 Abb., 1 Karte – 7,-- Euro

Heft 8: Siegfried Neumann: Geschichte und Geschichten. Studien zu Entstehung und Gehalt historischer Sagen und Anekdoten.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2001. 84 S. – 6,-- Euro

Heft 9: Siegfried Neumann (Hrsg.): Mündliches Erzählen und Mundartliteratur. Studien zu Fritz Reuter, Fritz Meyer-Scharffenberg und Berthold Brügge.
Mit Beiträgen von Siegfried Neumann, René Wiese und Thomas Triller.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2002. 96 S., 6 Abb. – 6,-- Euro

Heft 10: Siegfried Neumann: Plattdeutsche Märchen und Legenden in der Volksüberlieferung Mecklenburgs. Studien.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2004. 86 S., 4 Abb. – 6,-- Euro

Heft 11/12: Siegfried Neumann: Märchenforschung in Mecklenburg. Studien und Erinnerungen.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2005. 166 S., 4 Abb. – 10,-- Euro

Heft 13/14: Siegfried Neumann: Beiträge zur Erzählforschung in Vorpommern. Studien.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2006. 170 S., 2 Karten, 3 Abb. – 10,-- Euro

Heft 15: Siegfried Neumann: Karl Baumgarten und Ulrich Bentzien. Zwei Volkskundler aus Mecklenburg-Vorpommern in der Nachfolge Richard Wossidlos.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2008. 66 S., 10 Abb. – 4,-- Euro

Heft 16: Siegfried Neumann: Mein Leben – bibliographisch betrachtet.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2010. 104 S., 10 Abb. – 7,-- Euro

Heft 17: Siegfried Neumann: Heinrich Tiedemann – Volkserzähler und volkskundlicher Zeitzeuge.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2011. 146 S., 2 Abb. – 9,-- Euro

Heft 18: Lutz Röhrichs publizistisches Lebenswerk. Versuch einer ersten Übersicht. Von Siegfried Neumann (unter Nutzung von Vorarbeiten von Gertraud Meinel und Sabine Wienker-Piepho).
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2012. 88 S., 3 S. Abb. – 6,-- Euro

Heft 19/20: Siegfried Neumann: Erzähler, Erzählstoff, Erzählkunst. Ein Beitrag zur volkskundlichen Erzähler-Forschung.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2012. 163 S., 8 Abb. – 10, -- Euro.

Heft 21: Siegfried Neumann: Grimmsche Märchen in mündlicher Variation. Die westpreußische Erzählerin Berta Freiwald.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2013. 98 S., 1 Abb. – 6,-- Euro.

Heft 22: Siegfried Neumann: Märchen-Reminiszenzen. Studien und Erinnertes.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2014. 92 S. – 6,-- Euro

Heft 23: Siegfried Neumann: Beiträge zur Sprichwortforschung. Studien.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2015. 97 S., 8^0 – 10,-- Euro

Heft 24: Siegfried Neumann: Mythische Vorstellungen und Gestalten in der Sagenüberlieferung Mecklenburgs. Bemerkungen zu einer „vergessenen" Glaubenswelt.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2016. 134 S. – 8,-- Euro

Heft 25/26: Siegfried Neumann: Migration und Kulturkontakt im Erzählen. Ein Abend in einem Mecklenburg-Strelitzer Bauernhaus.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2017. 194 S., 9 Abb. – 12,-- Euro

Heft 27/28: Die schönsten Kindermärchen. Buch- und Volksmärchen im mündlichen Erzählen. Kindern erzählt von Berta Freiwald, mit Tonbandgerät aufgezeichnet und mit farbigen Illustrationen von Elisabeth Hohensee hrsg. von Siegfried Neumann.
Rostock: Wossidlo-Archiv, 2018. 153 S., 19 Abb. – 10, -- Euro

Bestellungen werden an die folgenden Adressen erbeten.

Universität Rostock, Wossidlo-Forschungsstelle für Europäische Ethnologie, Wossidlo-Archiv, 18055 Rostock, Am Reifergraben 4

siegfried.neumann@uni-rostock.de

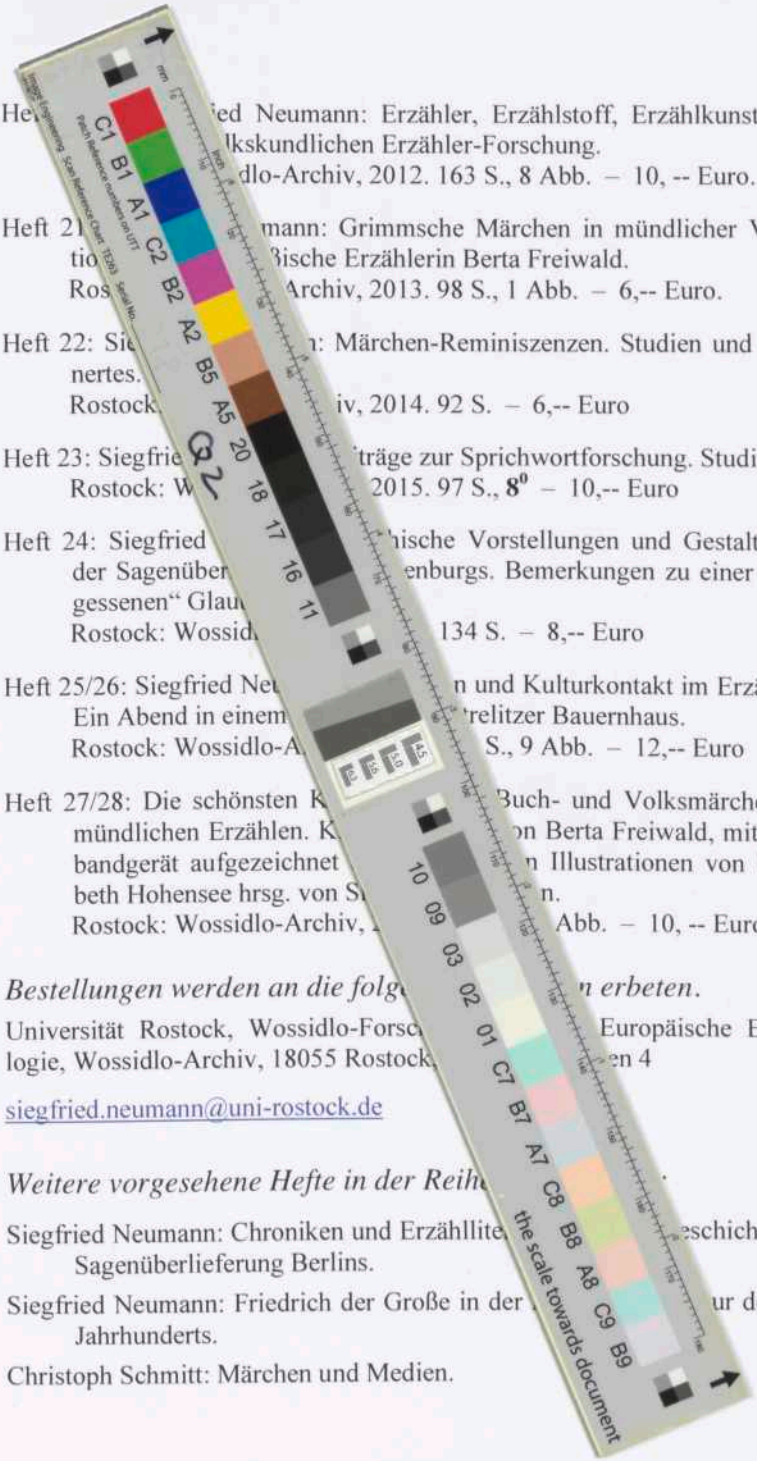
Weitere vorgesehene Hefte in der Reihe (Arbeitstitel):

Siegfried Neumann: Chroniken und Erzählliteratur. Zur Frühgeschichte der Sagenüberlieferung Berlins.

Siegfried Neumann: Friedrich der Große in der Anekdotenliteratur des 18. Jahrhunderts.

Christoph Schmitt: Märchen und Medien.

ISBN 978-3-00-061589-4



Hef ied Neumann: Erzähler, Erzählstoff, Erzählkunst. Ein lkskundlichen Erzähler-Forschung.
dlo-Archiv, 2012. 163 S., 8 Abb. – 10, -- Euro.

Heft 21 mann: Grimmsche Märchen in mündlicher Variatio Bische Erzählerin Berta Freiwald.
Ros Archiv, 2013. 98 S., 1 Abb. – 6,-- Euro.

Heft 22: Si n: Märchen-Reminiszenzen. Studien und Erinnertes.
Rostock iv, 2014. 92 S. – 6,-- Euro

Heft 23: Siegfrie träge zur Sprichwortforschung. Studien.
Rostock: W 2015. 97 S., 8^0 – 10,-- Euro

Heft 24: Siegfried hische Vorstellungen und Gestalten in der Sagenüber enburgs. Bemerkungen zu einer „vergessenen" Glau
Rostock: Wossid 134 S. – 8,-- Euro

Heft 25/26: Siegfried Ne n und Kulturkontakt im Erzählen. Ein Abend in einem relitzer Bauernhaus.
Rostock: Wossidlo-A S., 9 Abb. – 12,-- Euro

Heft 27/28: Die schönsten K Buch- und Volksmärchen im mündlichen Erzählen. K on Berta Freiwald, mit Tonbandgerät aufgezeichnet n Illustrationen von Elisabeth Hohensee hrsg. von S n.
Rostock: Wossidlo-Archiv, Abb. – 10, -- Euro

Bestellungen werden an die folg n erbeten.

Universität Rostock, Wossidlo-Forsc Europäische Ethnologie, Wossidlo-Archiv, 18055 Rostock en 4

siegfried.neumann@uni-rostock.de

Weitere vorgesehene Hefte in der Reih .

Siegfried Neumann: Chroniken und Erzähllite eschichte der Sagenüberlieferung Berlins.

Siegfried Neumann: Friedrich der Große in der ur des 18. Jahrhunderts.

Christoph Schmitt: Märchen und Medien.